Hoffmann



P. C. Geißler gez. Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg.

Und werden reden mit Reue und vor Angst des Gewissens seufzen.

Die Macht des Goldes.

Eine Erzählung

für meine jungen Freunde.

Von

Franz Hoffmann.

Motto:
Fällt euch Reichthum zu, so hängt das Herz nicht daran. Ps. 62, 11.

Mit drei Stahlstichen.

Zweite Auflage.

Wesel,
Druck und Verlag von A. Bagel.
[ca. 1860]

Erstes Kapitel.

Wachet und betet, daß ihr nicht in Versuchung fallet.

Marc. 14, 38.

Im schlesischen Lande lag ein Dorf, wollen es Langenau nennen, da auf den eigentlichen Namen nichts ankommt, wo in niedrigen kleinen Hütten meist nur arme Leute wohnten, die sich ihren dürftigen Lebensunterhalt durch Weben von Leinwand erwerben mußten. Die Häuser lagen hie und da vereinzelt und zerstreut an den Bergabhängen oder im Thale drunten, jedes von einem Stückchen Garten umgeben, oder vielmehr von einem Stückchen mühsam bearbeiteten Bodens, auf welchem spärlich und kümmerlich ein paar Kartoffelstauden oder Kohlköpfe wuchsen. Von Blumen sah man nichts oder höchstens nur ein verkümmertes Rosenstöckchen, einige Veilchenbüsche und Nelken, denen man's gleich anmerkte, daß sie keiner sonderlichen Pflege genossen. Die Hand eines Kindes hatte sie vielleicht in die Erde gepflanzt, und nun blieben sie sich selbst überlassen, da die armen Leute ihre Zeit und ihre Hände nöthiger zur Arbeit gebrauchten, als zur Pflege der lieblichen Frühlingskinder. Sommers und Winters saßen sie von früh bis spät hinter dem Webstuhl, und gönnten sich kaum die Zeit, ihr kärgliches Mahl zu verzehren — wo sollten sie Zeit oder Lust gefunden haben, Blumen zu ziehen, die einer so sorgfältigen Wartung bedürfen? Zu was gebrauchten sie auch Blumen? Wenn sie nur Brod und Kartoffeln zur täglichen Speise hatten, dann waren sie schon ganz zufrieden.

In diesem Dorfe wohnte zur Zeit, wo unsere Erzählung beginnt, der Weber Martin, ein rechtschaffener, fleißiger Mann. Sein Häuschen lag am äußersten Ende des Dorfes, ein paar hundert Schritte abseits von der Landstraße, die nach der nahen Stadt führt. Mit der Rückseite lehnte es sich an einen Hügel, dessen obere Hälfte ein Tannenwald krönte, welcher sich von Berg zu Berg um das ganze Thal herum zog, und zur Rechten wie zur Linken Meilen weit sich über die Hochebenen des Gebirgs erstreckte. Die Zweige der untersten Bäume ragten über das Strohdach der elenden kleinen Hütten hinweg, und schützten sie im Sommer vor der Gluth der Sonne, im Winter vor den Schneemassen, die oft viele Fuß hoch das rauhe Bergthal bedeckten.

Dem Weber Martin ging es nicht besser und nicht schlechter als seinen Nachbaren, die tiefer unten im Thale wohnten. Der Ertrag seines unausgesetzten, treuen Fleißes reichte hin, ihm und seiner kleinen Familie, die aus seiner Frau und einem einzigen Knaben bestand, ein dürftiges Auskommen zu sichern. Walter war schon zwölf Jahre alt, und noch nie hatte es an Brod oder Kartoffeln gefehlt, ja, Sonntags war sogar nicht selten ein hübsches Stück Fleisch auf den Tisch gekommen. Daran ließ sich die arme Familie genügen und dankte Gott, daß es ihr nicht schlimmer erging. Die tägliche Nahrung, die nothdürftige Kleidung gab ihnen der Vater im Himmel, und weiter verlangten sie nichts.

Aber nur wenigen Menschen ist es beschieden, ihre Tage bis an's Lebensende in ungestörtem, stillem Glücke zu genießen. Den heiteren Tagen des Frühlings und des Sommers folgen die rauhen Stürme des Herbstes, die grimmig kalten Tage des Winters, und so, wie ein ewiger Wechsel in der Natur herrscht, so wechseln auch im menschlichen Leben die heiteren und trüben Stunden, die glücklichen und die sorgenvollen Tage. Margareth, Martin's gute, brave Frau, wurde bettlägerig. Sie mochte sich wohl einmal recht tüchtig erkältet haben, achtete des anfänglichen Unwohlseins nicht, wurde aber bald recht ernsthaft krank und

konnte zuletzt das Bett nicht mehr verlassen. Das verursachte eine schlimme Veränderung in Martin's Hause. Es ist freilich auch traurig und betrübend, wenn bei reichen Leuten Krankheit einkehrt und irgend ein liebes Mitglied der Familie darnieder liegt; aber gar nicht zu vergleichen ist ein solches Uebel mit dem Elend, das Krankheit in die Hütte des Armen trägt. Dem Reichen fehlt es nicht an Pflege und Wartung, nicht an Heilmitteln, nicht an einem sorgsamen Arzte; immer sind zehn, zwanzig Hände bereit, ihm die liebevollsten Dienste zu thun, ihn weich zu betten, sein fieberisch heißes Haupt zu kühlen, ihm den erquickenden, stärkenden Heiltrank zu reichen. Tag und Nacht ist er von zärtlich besorgten Verwandten umgeben, die ihm den geringsten Wunsch an den Augen absehen und erfüllen, ehe er nur Zeit hat, ihn auszusprechen; manches liebevolle, tröstende Wort wird ihm zugeflüstert, und Alles von ihm fern gehalten, was einen störenden, hemmenden Einfluß auf seine Genesung ausüben könnte. Zärtlichkeit, Liebe, Sorgfalt und Aufopferung aller Art umringen sein Lager, und mildern wenigstens seine Schmerzen, wenn sie dieselben auch nicht ganz zu heben im Stande sind.

Wie ganz anders in der Hütte des Armen! An Liebe und Zärtlichkeit fehlt es wohl auch nicht, aber ach, es fehlt an allen Mitteln, um dem guten Willen zu Hülfe zu kommen.

Wie gern hätte Martin seine kranke Frau gepflegt, wie gern hätte er Tag und Nacht an ihrem Lager gesessen, um durch treue Sorgfalt ihre Leiden zu mildern — aber konnte er denn das? Mußte er denn nicht vom frühen Morgen bis zum späten Abend an seinem Webstuhl sitzen und arbeiten, um nicht zu verhungern? Mußte er denn nicht während der Nacht die Geschäfte besorgen, welche in gesunden Tagen seine Frau besorgt hatte? Und waren dann nicht seine Kräfte bis auf's Aeußerste erschöpft? War er dann nicht gezwungen, sich auf sein hartes, armseliges Lager zu werfen, um wenigstens ein paar Stunden Schlafes zu genießen und in diesem kurzen Schlafe neue Kraft für die lange Arbeit des folgenden Tages zu suchen? Er ver-

suchte es wohl, sich Nachts an das Lager der kranken Frau zu setzen und sie zu pflegen, er gab sich alle Mühe, seine große Erschöpfung und Müdigkeit zu überwinden, aber wider seinen Willen fielen ihm die Augen zu, und er mußte der Naturnothwendigkeit nachgeben, die stärker war, als sein guter Wille!

Wie gern hätte Martin auch bei Zeiten einen Arzt kommen lassen, um dessen Hülfe gegen die täglich an Heftigkeit wachsende Krankheit in Anspruch zu nehmen — aber der arme Mann durfte es ja nicht wagen, da er nicht wußte, wo er Geld bekommen sollte, um den Arzt zu bezahlen. Zuletzt, als es immer ärger wurde, als seine Frau das Bett nicht mehr verlassen konnte, mußte er freilich doch in die Stadt gehen und den Doctor holen, aber er that es wahrlich mit schwerem Herzen, denn vergeblich sann er darüber nach, womit er die Schuld decken sollte, die er sich durch die Besuche des Arztes aufbürdete. Nun kam der Arzt, machte eine bedenkliche Miene, als er die Kranke sah, und schrieb ein Rezept, das Martin in die Apotheke tragen mußte. Wieder eine neue Schuld, die ihn bedrückte! Er sah kein Mittel, den Arzt zu befriedigen; und nun kam auch noch der Apotheker hinzu! Wahrlich, der arme Martin befand sich in einer traurigen Lage. Freilich arbeitete er mit doppeltem Fleiße, um die vermehrten Ausgaben bestreiten zu können — aber all sein Fleiß reichte nicht dazu aus. Er mußte auf andere Mittel denken, und da fiel ihm denn weiter nichts ein, als ein Stück nach dem andern von seinen wenigen Habseligkeiten zu verkaufen — Stühle, Tische, Schrank, Kleidungsstücke, Betten — Alles bis auf das Alleräußerste! Recht schwer wurde es ihm, sich von manchem Stücke zu trennen, das ihm lieb und werth war, weil er es vom Vater geerbt hatte, der es schon vom Großvater oder Urgroßvater her besaß — aber es nützte nichts, er mußte es hergeben, um eine Arznei oder irgend eine vom Arzte verordnete Erquickung für seine arme Frau herbeizuschaffen! Und doch wollte es immer und immer noch nicht besser mit dieser werden, doch war und blieb sie krank, und der Doctor zuckte die Achseln, wenn ihn

Martin fragte, ob man noch immer keine Hoffnung hegen dürfe.

„Es fehlt eben an Pflege und so manchem Anderen, was sich ohne viel Geld nicht beschaffen läßt," erwiederte er, und schlug mit solcher Antwort den unglücklichen Martin tief darnieder.

Pflege! Geld! Der arme Mann, wo sollte er das Eine oder das Andere bekommen? Ja, wenn er reich gewesen wäre, wie der reiche Fabrikherr Volkmar, dem er alle Sonnabende die Leinwand überbrachte, welche er während der Woche gewebt hatte! Aber er war ja nicht reich, er war eben nur ein armer, armer Weber, dessen ganze Habe sich nun bald auf seine elende Hütte und seinen Webstuhl beschränkte.

So war der Herbst vergangen in Sorgen, so war der Winter gekommen, und die Sorgen wuchsen, wie die Schneemassen auf Berg und Thal und auf den Tannenzweigen, die von ihnen tief zur Erde gebeugt wurden. Martin's Herz war auch gebeugt von schwerem Kummer, und fast wußte er sich nun keines Rathes mehr. Den letzten Groschen hatte er ausgegeben, das letzte nur irgend entbehrliche Stück Hausgeräth gegen ein Geringes verkauft. Mit schwerem Herzen erhob er sich an einem grimmig kalten Januarmorgen von seinem Heulager, das ihm und seinem Walther anstatt eines Bettes dienen mußte, stieß den Fensterladen auf, um das anbrechende, graue Tageslicht in seine öde Hütte eindringen zu lassen, und rief seinen Walther, welcher schon eine Stunde vor ihm aufgestanden war. Walther hörte ihn nicht. Er hatte gleich nach dem Aufstehen Feuer im Ofen angemacht und war darauf in den Wald hinaus gelaufen, um eine Hucke Holz zu holen, da der kleine Vorrath im Hause auf die Neige ging. Nach einer halben Stunde kam er, keuchend unter seiner Last, warf sie in der kleinen Küche ab, legte noch ein paar Stücke Holz in den Ofen, um das niedergebrannte Feuer von Neuem anzufachen, und trat dann mit hellem Auge und hoch gerötheten Wangen in die kleine Stube.

„Guten Morgen, Vater!“ sagte er leise, um die Mutter nicht zu wecken, die nebenan in dem Kämmerchen schlief — „es ist kalt heute, der Schnee knittert ordentlich unter den Füßen!“

„Armer Junge,“ erwiederte der Vater — „es hat dich wohl recht gefroren in deinem dünnen Leinen-Kittelchen? Hättest meine Jacke noch überziehen sollen!“

„Mich? Gefroren, Vater? Denk' nicht d'ran!“ entgegnete Walther mit frischer Stimme. „Freilich, im Anfange wohl ein Bischen, aber ich lief tapfer den Berg in die Höhe, brach die Aeste von den Bäumen und wurde da bald warm genug. Nein, mich friert nicht so leicht; bin ja d'ran gewöhnt, barfuß im Schnee herum zu laufen!“

Martin seufzte, denn es jammerte ihn des armen Buben, der trotz aller Entbehrung, die ihm das harte Schicksal der Armuth auferlegte, doch nie eine Klage hören ließ und immer gefaßten, beinahe frohen Muthes war. Er streichelte sanft mit der Hand des Knaben Locken und drückte zärtlich das Haupt desselben an seine Brust. „Gott schütze dich heut und immerdar!“ sagte er. Wenn du denn also auch nicht frierst, so wirst du doch wohl hungrig sein nach dem frühen Aufstehen und der großen Anstrengung! Da nimm und iß!“

Er reichte dem Knaben ein Stück Brod, aber dieser wies es zurück. Walther wußte wohl, es war das letzte, was der Vater aus dem Schranke genommen hatte. „Ich bin jetzt nicht hungrig,“ erwiederte er — „und nachher, wenn ich in die Schule gehe, so gibt mir schon die Frau Schulmeisterin einen Bissen zu essen. Sie ist so gut, Vater! Nein, behalte du nur das Brod für dich, du brauchst es nöthiger!“

Schweigend legte der Vater das Brod wieder in den Schrank und sagte: „Gut, wenn du jetzt keinen Hunger hast, so wird er sich später melden, und dann nimm das Brod. In die Schule kannst du heute nicht gehen, sondern mußt daheim bleiben und für die Mutter sorgen. Ihre

Suppe steht in der Ofenröhre und wird für heute wohl ausreichen. Morgen, denk' ich, haben wir mehr."

„Ich soll zu Hause bleiben, Vater?" fragte Walther verwundert. „Warum denn?"

„Weil ich in die Stadt gehen will, zu dem Fabrikherrn," entgegnete der Vater. „So hart es mich auch ankommt, muß ich doch Herrn Volkmar um einen Vorschuß ansprechen. Immer und immer habe ich mich davor gefürchtet, denn er ist ein harter barscher Mann, aber die Noth drängt, Alles, was verkauft werden konnte, ist verkauft, kein Geld, kein Brod im Hause — ich muß sehen, ob ich ihn nicht erweichen kann. Gott wird ja sein Herz rühren, daß er mir meine Bitte nicht abschlägt."

„Nein, Vater, nein, das wird er nicht," sagte Walther — „geh' du nur ohne Sorgen, der Mutter soll es schon an nichts fehlen, während du fort bist. Das ist gescheut, Vater, daß du auf diesen Gedanken gekommen bist! Ja, Herr Volkmar wird dir gewiß Geld geben, wenn du ihm sagst, daß du ihm in wenigen Tagen wieder ein gutes Stück Arbeit bringst. Die neue Stiege der feinen Leinwand ist ja beinahe fertig."

„Uebermorgen wird sie fertig werden, wenn ich fleißig daran arbeite," sagte der Vater. „Ich hoffe auch, Herr Volkmar wird mich nicht abweisen — habe ja nun so viele Jahre für ihn gewebt und nie einen Vorschuß verlangt. Gib nur ordentlich auf die Mutter Acht, Walther, hörst du?"

„Ja freilich, Vater," erwiederte der Knabe, „und weben will ich auch, während du fort bist, da versäumst du denn nichts mit dem Gange. Verlaß dich auf mich, es soll der Mutter gewiß an nichts fehlen!"

Martin wußte wohl, daß er dem verständigen Knaben vertrauen konnte und griff ohne weitere Bemerkung nach seinem Wanderstabe. „Gott behüte dich, Walther!" sagte er zum Abschiede, „und bestelle auch der Mutter, daß ich vor Mittag wieder heim sein würde."

„Ja, Vater, ich will's nicht vergessen," entgegnete Walther. „Viel Glück auf den Weg!"

Martin ging. Als er aus dem Hause trat, versetzte ihm die Kälte fast den Athem und er schauerte vor Frost in seiner dünnen, leinenen Kleidung, über die er keinen Mantel zu ziehen hatte. Indeß, das achtete er fast gar nicht, sondern schritt hurtig über den knitternden, pfeifenden Schnee weg, um durch die rasche Bewegung seinen Körper warm zu erhalten. Das gelang ihm auch ganz gut — schwerer aber wurde es ihm, die bange Sorge zu unterdrücken, die sein Herz zusammenpreßte und ihm allen Muth nahm. Wenn ihm der reiche Fabrikherr seine bescheidene Bitte abschlug, dann war freilich seine Lage eine sehr traurige, denn seine letzten Hülfsmittel waren erschöpft und es blieb ihm alsdann nichts mehr übrig, als entweder Hungers zu sterben, oder die Mildthätigkeit fremder Menschen anzuflehen. Ach, dieser Gedanke beugte ihn ganz darnieder, denn Martin war ein redlicher, fleißiger Mann, der sein Leben lang gearbeitet und durch seiner Hände Arbeit sich und die Seinigen ernährt und erhalten hatte. Nun trotz seines Fleißes vielleicht betteln zu müssen, das wendete ihm das Herz im Busen um. Aber dahin, so hoffte er, würde es der liebe Gott nicht kommen lassen, ein so schweres Schicksal hatte er doch nicht verdient. Herr Volkmar kannte ihn als einen rechtschaffenen Menschen und er verlangte von ihm ja nichts weiter, als nur einen geringen Vorschuß von wenigen Thalern auf ein fast vollendetes Stück Arbeit, für das er über zehn Thaler bekam, wenn es fertig war. Hätte ihn nicht die Krankheit der Frau zurückgehalten, so wäre es schon vorige Woche fertig geworden, aber so, wie die Sachen nun einmal standen, die er nicht ändern konnte, hatte er es wirklich nicht möglich zu machen vermocht.

Nach einem tüchtigen Marsche von zwei Stunden kam Martin in der Stadt an und trat schüchtern in das große prächtige Haus, welches Herr Volkmar bewohnte. Er ließ sich bei ihm anmelden und wurde in das Comtoir geführt, wo er seine Bitte ohne weitern Verzug anzubringen hoffte. Aber er mußte noch eine gute Weile warten, bevor er an die Reihe kam, denn Herr Volkmar war sehr beschäftigt

und hatte erst ganz andere Leute abzufertigen, als den armen Weber, der sich bescheiden in eine Ecke drückte, und mit beklommenem Herzen dem Augenblicke entgegensah, wo er von Herrn Volkmar gerufen werden würde.

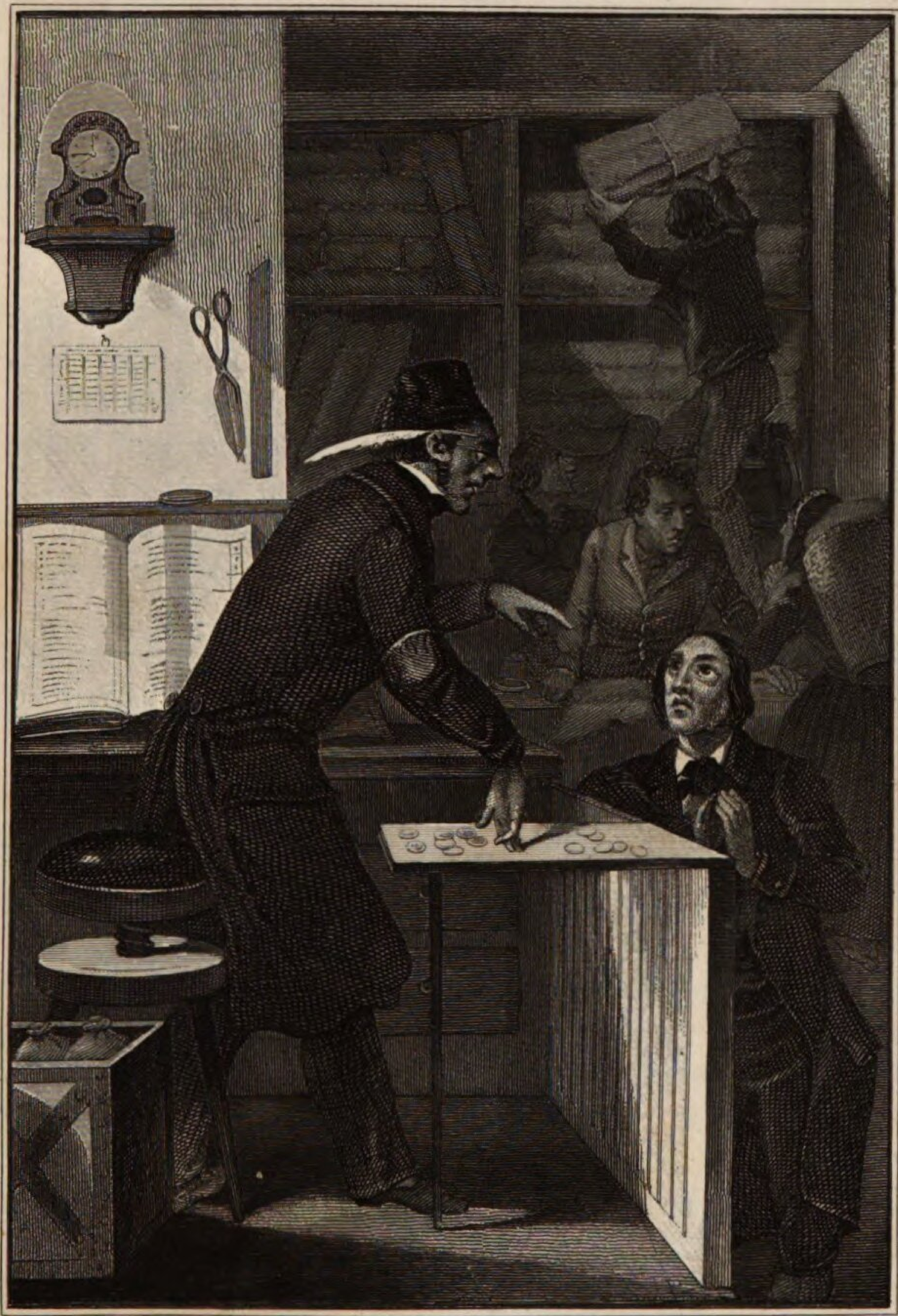
Während er so dastand, konnte er leicht beobachten, was in dem Geschäftslocal des reichen Mannes vorging. Leute kamen und gingen; die Thür stand kaum einige Minuten still, und die Schreiber und Kassirer des Herrn Volkmar hatten vollauf zu thun, um einen Jeden zu befriedigen und abzufertigen. Einige nahmen Geld in Empfang, Andere brachten welches, und diese Letzteren waren bei weitem die Meisten. Der Klang des Silbers und Goldes schrillte unaufhörlich durch das geräumige Zimmer; auf dem Zahltische lagen in Reihen die blanken Thaler, die rothen Goldstücke, und große und kleine Rollen anderen Geldes daneben; in der großen eisernen Geldkiste waren Reichthümer aufgehäuft, bei deren Anblicke dem armen Martin das Hirn schwindelte, während zugleich düstere und gottlose Gedanken in ihm aufstiegen, die er nur mit einer kräftigen Anstrengung tief in sein Inneres zurück zu drängen vermochte. „Nur ein einziger Griff in diese Fülle von Reichthum hinein," dachte er, „und dir wäre für lange, lange Zeit, vielleicht für immer geholfen!" Aber er unterdrückte rasch diesen Gedanken und ließ seinen irren Blick von den hoch aufgeschichteten Massen edeln Metalls wieder zu Herrn Volkmar hinüberschweben, welcher wie ein Fürst auf seinem Throne, auf seinem alten, lederbezogenen Drehstuhle saß und mit herablassender, beinahe gnädiger Miene die verschiedentlichen Besucher anhörte, ihnen Bescheid gab, und sie freundlich oder mürrisch, wie es gerade traf, verabschiedete. Alle beugten und neigten sich vor dem reichen Manne, der sein Gewicht in Golde werth war, und selbst diejenigen, welche einen abschläglichen oder sonst unwillkommenen Bescheid empfangen hatten, sahen nur traurig, aber nicht zornig oder entrüstet aus, um nicht den Zorn des reichen Fabrikherrn herauszufordern, von dessen Willkür vielleicht ihr ganzes zeitliches Wohl und Wehe abhing.

„Das ist die Macht des Goldes, vor der sich Alles demüthigt,“ dachte Martin kopfschüttelnd. „Wenn morgen Herr Volkmar seine Reichthümer verlöre, würde sich gewiß eben so wenig irgend ein Mensch um ihn bekümmern, wie um mich armen Mann, der ich nun schon über eine Stunde hier stehen und warten muß. Wie traurig, daß man in der Welt den Menschen nicht nach seinen Tugenden schätzt, sondern nur nach der größeren oder geringeren Menge Geldes, die er sein Eigenthum nennt.“

Noch eine Viertelstunde verging, und noch immer stand der arme Martin in seinem Winkel, und kein Mensch achtete auf ihn. Gleichgültig ging Alles an ihm vorüber und Niemand rief ihn, Niemand redete ihn an, Niemand forderte ihn auf, doch endlich sein bescheidenes Gesuch bei Herrn Volkmar anzubringen. Da ging denn endlich die Geduld Martin's zu Ende; der Groll über die gänzliche Nichtachtung, mit der man ihn behandelte, überwand seine Bangigkeit, und rasch entschlossen trat er jetzt vor Herrn Volkmar hin. „Lieber Herr, nur ein Wort!“ sagte er bittend — „daheim wartet meine arme kranke Frau und die Arbeit — jede Stunde, die ich versäume, bringt mir Verlust und schon habe ich drei volle Stunden hier und auf dem Wege zugebracht.“

Herr Volkmar sah den armen Martin mit großen Augen an. „Warten!“ entgegnete er barsch. „Sieht Er nicht, daß ich hier nothwendigere Geschäfte habe?“

Martin seufzte und biß die Zähne zusammen, um nicht in der Uebereilung des aufwallenden Gefühls ein Wort zu sagen, was den reichen Herrn verletzen konnte. Aber wenn er auch nicht antwortete, so blieb er doch fest am Platze und kehrte nicht in seinen Winkel zurück, wo man ihn ganz und gar übersah. Schweigend lehnte er sich an das Gitter, welches den Platz des Herrn Volkmar von den übrigen Räumen des Zimmers schied, fest entschlossen, nicht eher zu weichen, als bis er seinen Bescheid bekommen habe. Herr Volkmar runzelte zwar jedes Mal die Miene, so oft sein Auge auf den ärmlich gekleideten Arbeiter fiel, aber Martin ließ sich dadurch nicht abschrecken und ertrug die



P. C. Geißler gez. Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg.

Wachet und betet, daß ihr nicht in Versuchung fallet!

zürnenden Blicke des Fabrikherrn mit der standhaftesten Gelassenheit und unerschütterlichen Geduld. Herr Volkmar aber schien diese Tugenden nicht zu besitzen, sondern wandte sich nach einiger Zeit wieder nach Martin hin, und fragte ihn kurz und ärgerlich: „Nun, was will Er denn eigentlich, mein Freund? Er sieht doch, daß hier noch andere Leute auf mich warten, mit denen ich Geschäfte habe!“

„Ja, Herr, das sehe ich wohl,“ entgegnete Martin, „aber es ist vielleicht kein Einziger darunter, der so hart von Noth und Elend bedrängt wird, als ich.“

Mit kurzen Worten setzte er dann seine Lage auseinander und bat zuletzt um einen Vorschuß von fünf Thalern, wogegen er versprach, Tag und Nacht zu arbeiten, um spätestens übermorgen das beinahe fertige Stück Damast-Leinen abzuliefern.

„Unsinn, dummer!“ rief Herr Volkmar scharf und schneidend aus. „Er sollte doch wissen, daß ich nie einen Vorschuß zahle! Hätte den Gang sparen können! Hätte gescheuter gethan, die vergeudeten Stunden zur Arbeit zu benutzen! Pack' Er sich nach Haus, und lass' Er sich's ein für alle Mal gesagt sein, daß ich keine Vorschüsse mache! Faules Volk! Läuft Einem das Haus ein! Kein Wort mehr, Mann! Wenn Er die Arbeit bringt, so ist das Geld da — eher aber auch kein Heller!“

Herr Volkmar drehte nach diesen harten Worten, die dem armen Martin tief in die Seele schnitten, diesem den Rücken zu. Martin stand eine Weile, wie betäubt, sein Gesicht war todtenblaß und er zitterte vor Scham und Wuth am ganzen Leibe. Endlich raffte er sich auf, warf einen wilden, finstern Blick auf den Fabrikherrn, dann auf die Massen des umherliegenden, aufgehäuften Geldes, und verließ endlich ohne Gruß und Abschiedswort das Zimmer, wo er so schwer, so bitter, so rücksichtslos gekränkt und beleidigt worden war. Die Mütze tief über die Augen heruntergezogen, gesenkten Hauptes verließ er die Stadt und ging, starr vor sich nieder sehend, des Weges zurück, den er am frühen Morgen gekommen war. Manchmal blieb er stehen — Minuten lang — murmelte halblaut

abgebrochene unverständliche Worte vor sich hin, und schien es nicht zu fühlen, daß ihn der eisige Hauch des Nordwindes bis auf die Knochen durchkältete. Landleute, die nach der Stadt gingen, begegneten ihm und grüßten ihn — er hörte es nicht, wenigstens erwiederte er keinen Gruß und blickte auch nicht einmal auf, sondern ging finster und in sich gekehrt seines Weges weiter. Er war weit abwesend mit seinen Gedanken — sie verweilten immer und immer bei den Haufen Geldes, die im Comtoir Herrn Volkmar's sein Auge geblendet hatten, und schwer schien die schreckliche Versuchung auf seiner Seele zu lasten, die er schon am Morgen kaum hatte von sich fern halten können.

So kam er nach Hause. Sein Knabe Walther sprang ihm fröhlich entgegen und hieß ihn willkommen, aber Martin sagte kein Wort, entzog hastig dem Knaben seine Hand, warf die Mütze auf das Fensterbrett und setzte sich schweigend, mit untergeschlagenen Armen und düsterer Miene neben seinen Webstuhl, auf welchen er sein schweres Haupt stützte. Nicht einmal nach seiner kranken Frau fragte er, was doch sonst immer sein Erstes gewesen war, wenn er sein Haus auf einige Stunden verlassen hatte, und sein ganzes Aussehen war so verstört, so finster, daß Walther ängstlich auf der Seite stand und nicht den Muth hatte, den Vater um den Erfolg seines Ganges zu befragen. Ach, er sah ja schon aus Allem, daß die Hoffnung, welche der Vater auf den schweren Gang gesetzt hatte, nicht in Erfüllung gegangen war. Stumm und still blieben Beide eine ganze Weile; endlich aber faßte sich Walther doch ein Herz, schmiegte sich dicht an den Vater an, und sagte leise: „Was thut's, Vater? Der liebe Gott wird uns doch schon helfen! Nur die Unrecht thun, müssen verderben — aus Unglück rettet der Herr!"

„Junge, wer sagt dir, daß ich Unrecht thun will?" rief Martin aus und fuhr wild in die Höhe. „Herr Jesus" — fügte er dann in großer Aufregung, aber milder hinzu — „Herr, Herr, führe uns nicht in Versuchung! Hilf, Gott, hilf, daß ich ein rechtschaffener Mann bleibe,

wenn auch das Unglück noch mächtiger über uns hereinbricht!"

„Vater, Vater, was sprichst du denn?" rief Walther ängstlich. „Ich habe ja gar nicht gesagt, daß du Unrecht thun willst! Ich weiß ja, daß du das nie thun wirst, niemals, denn du hast mich ja selber gelehrt, daß man allezeit auf den lieben Gott vertrauen müsse! Sei doch nur nicht zu betrübt, Vater! Der liebe Gott wird uns gewiß nicht verlassen! Sieh' nur, die Mutter ist heute auch viel besser als gestern, und der Doctor war hier und hat gesagt, es habe eine sehr gute Wendung mit ihr genommen, und er könne nun versprechen, daß sie recht bald wieder gesund werden würde! Ich dachte, du solltest dich recht darüber freuen, wenn du nach Hause kämest, und nun siehst du so betrübt aus! Ach, lieber Vater, wenn du auch kein Geld hast, ein paar Tage helfen wir uns schon noch hin! Der Herr Pfarrer war auch da und fragte nach dir, und da sagte ich ihm, weshalb du in die Stadt gegangen wärest, und da schalt er und sagte, das sei ganz unnöthig gewesen, du wärest ein rechtschaffener Mann, dem geholfen werden müsse und du hättest sollen zu ihm kommen, zum Herrn Pfarrer nämlich, da würden sich schon ein paar Thaler gefunden haben, ohne die Mühe und Versäumniß des weiten Weges in die Stadt, und nachher hat er eine große Schüssel voll Suppe zu Mittag geschickt und auch ein Stück Fleisch für dich, wenn du heim kämest von dem weiten Wege, und da freute ich mich denn so darauf, dir alle die guten Nachrichten zu erzählen, und nun bist du so — so ganz anders wie sonst, — ach, Vater, wenn du doch nur ein bischen Freude hättest!"

Tief erschüttert saß Martin da und horchte auf die unschuldigen, lieben Worte des Knaben, und zog ihn näher und näher an sein Herz, und als er schwieg, da preßte er ihn fest an sich und schluchzte krampfhaft auf und eine Thräne rollte aus seinen Augen auf die braunen Locken Walthers hinab. Dann sprang er rasch auf, ging einige Male mit starken Schritten im kleinen Zimmer auf und

nieder, umarmte dann plötzlich seinen Knaben, küßte ihn auf den frischen rothen Mund, und sagte tief bewegt: „Dank dir, mein liebes Kind, du hast mir eine große, große Freude gemacht! Halte fest am Vertrauen auf Gott jetzt und immerdar, und der Herr wird dir aus aller Trübsal hinaushelfen, wie er mir geholfen hat in dieser schweren Stunde der Versuchung! Und nun komm und laß mich nach der Mutter sehen!"

Beide begaben sich in die kleine Kammer, wo die Kranke auf dem dürftigen Lager ruhte. Ihr Aussehen war besser als Tages vorher, ihr Blick heller und freier. Der Schlaf der vergangenen Nacht hatte sie ersichtlich gestärkt und mit einem Lächeln, matt freilich und noch halb erzwungen, aber doch mit einem Lächeln streckte sie ihrem Manne die Hand entgegen, die dieser rasch ergriff und herzlich drückte.

„Also geht es besser mit dir, Margareth?" sagte er.

„Ja, Gott sei Dank, ich fühle mich weit gesünder und kräftiger, als gestern," entgegnete sie. „Der Herr Doctor und der Herr Pfarrer waren hier und haben mir guten Trost gegeben. In nächster Woche, meinte der Doctor, werde ich wohl das Bett verlassen können!"

„Dazu helfe Gott," sagte Martin, während sich Walther still entfernte und die Suppe aus dem Ofen holte, wo er sie für den Vater warm gestellt hatte.

„Du bist in der Stadt gewesen?" fragte die kranke Frau — „bei Herrn Volkmar? Ich weiß wohl, weshalb! Bist du nicht vergeblich gegangen, Martin?"

„Vergeblich!" erwiederte dieser, indem von Neuem eine finstere Wolke über sein Gesicht flog. „Aber es thut nichts — der Herr Pfarrer war hier und hat unserem Walther seinen Beistand angeboten — Gott Lob! Ohne ihn — ich weiß nicht, was geschehen wäre, die Versuchung war zu groß!"

Die Frau, ganz erschrocken, fragte weiter, und Martin bekannte, daß er mit bösen Gedanken umgegangen sei, mit bösen sündhaften Gedanken, die darauf hinausgelaufen, bei Nacht in das Comtoir Herrn Volkmar's einzubrechen

und ihm einen Theil seiner Reichthümer zu entwenden. Mit diesem Gedanken habe er gekämpft in seiner großen Verzweiflung auf dem ganzen Heimwege und auch nachher noch, bis ihm Walther's Wort, nur die Unrecht thäten, müßten verderben, die Unglücklichen aber rette der Herr, wie ein Blitz in die Seele geschlagen und bittere Reue über seinen sündhaften Kleinmuth und seine noch viel sündhafteren Gedanken in ihm erweckt habe.

„Gott verzeihe mir," fügte er hinzu, „aber die Versuchung lag sehr nahe und unser Elend war so gar groß!"

„Ja, Gott möge dir verzeihen, lieber Mann!" sagte Frau Margareth und faltete ihre Hände. „Ach, vergiß doch ja nicht, selbst im bittersten Leiden nicht, daß eine unrechte oder gar böse That das Leid nicht mildert, sondern es nur noch schwerer macht! Wohl, wohl kann der Herr erretten aus großem Unglück, aber wie willst du deine Seele reinigen von der Schande, wenn du gegen Gottes Gebote handelst und wider dein Gewissen? Gott sei gelobt, daß er die Versuchung nicht mächtiger werden ließ als deine Rechtschaffenheit!"

Martin wollte einige Worte auf die verständige Rede seiner Frau erwiedern, aber Walther kam und rief ihn zum Essen. Die Gegenwart des Knaben unterdrückte seine Worte und er begnügte sich, seiner Frau mit warmer Herzlichkeit die Hand zu drücken und ihr mit einem sprechenden Blicke zu sagen, was er dachte. Die Kranke verstand ihn wohl, und als Martin und Walther die Kammer verlassen hatten, faltete sie ihre Hände und betete still mit erhobenen Augen: „Sei gelobt, Vater im Himmel, daß du seine Seele vor der Sünde bewahrtest, und hilf uns wachen und beten, daß wir nicht in Versuchung fallen, sondern fest stehen im Vertrauen auf dich und deine große Gnade und Barmherzigkeit. Amen.

Zweites Kapitel.

Wohl denen, die das Gebot halten und thun immerdar recht.
Ps. 156, 3.

Still und fleißig arbeitete Martin, nachdem er ein wenig Speise zu sich genommen hatte, am Webstuhl und ließ das Schifflein mit so emsiger Hand durch die künstlich aufgespannten Fäden des Gewebes fliegen, als ob er jede, am Morgen versäumte Minute durch verdoppelte Anstrengung wieder einbringen wolle. Walther lief indeß in den verschneiten Wald hinaus, um eine neue Tracht Holz zu holen, da der Vorrath von heute Morgen schon wieder auf die Neige ging. Der Frost war scharf und das Feuer mußte den ganzen Tag im Ofen lodern, wenn es in der Stube, die zugleich die Kammer der kranken Mutter mit heizen mußte, hübsch warm bleiben sollte.

Hurtig trabte der muntere, frische Knabe den steilen Bergabhang hinauf, leichten Fußes über die gefrorene Schneedecke hinweg, die unter seinen Schritten krachte und knitterte, und hauchte nur von Zeit zu Zeit in die Finger oder schlug die Hände um den Leib zusammen, um der grimmigen Kälte einigen Widerstand entgegen zu setzen. Im Uebrigen schien er sich nicht viel darum zu kümmern, obgleich auch seine Backen blau und sein Näschen ganz roth gefroren waren. Wer ihn gesehen hätte, den armen Buben, in dem kalten winterlichen Forste, mit seinem leichten, elenden Leinenkittel, durch den der Wind pfiff, mit seiner schlechten Fußbekleidung, welche aus nichts bestand, als aus einer Art Sandalen von mancherlei Tuchläppchen, die nur nothdürftig die Sohlen schützten — er hätte sicherlich mit ihm empfunden. Und doch machte Walther gar nicht die Miene, als ob er des Mitleids bedürftig sei; seine Augen blitzten ganz hell, und als er durch die rasche

Bewegung erst warm geworden, pfiff er sogar ein lustiges Liedchen vor sich hin, so lustig, wie die kleinen Zeisige und Meisen zwitscherten, welche in ganzen Schaaren auf den im Tannenwald zerstreuten Erlenbüschen und Birken saßen, und die jungen Knöspchen davon abknupperten mit den feinen scharfen Schnäblein. Walther, obgleich er sonst wohl Viertelstunden lang dem bunten Durcheinander der nördlichen kleinen Vögel zugeschaut hatte, blickte heute doch kaum nach ihnen hin, denn er wußte wohl, daß die Dunkelheit nicht mehr fern war und daß er sich tüchtig dazu halten mußte, wenn er vor Nacht mit einer leidlichen Trage Holz nach Hause kommen wollte. So schaute er denn heute mehr nach dürren Aesten, als nach etwas anderem aus, und wo er einen gewahr wurde, da kletterte er blitzschnell die Stämme hinauf, selbst bis hoch in die Kronen, hieb den trockenen Zweig mit einem kleinen Handbeile ab, warf ihn auf den Schnee hinunter, kletterte selber nach, huckte ihn auf den Rücken, und trabte weiter — immer die Nase hoch in die Luft und den Blick in den Baumwipfeln, damit ihm auch kein dürres Aestlein entginge. Grünes Holz durfte er nicht hauen, denn das hatte ihm der Förster verboten und er selber hatte es ihm auch versprochen, aber dürres durfte er nehmen, so viel er fand. Und er fand genug, selbst unter den Schneemassen, die schwer auf den Wipfeln der Bäume lagen und ihn, wenn er sie erkletterte, oft wie eine Lawine überschütteten. Aber auch das achtete er nicht, sondern schüttelte die Last wieder ab, und trabte weiter.

Nun war es aber doch fast Zeit zur Heimkehr geworden; die Sonne neigte sich stark dem Untergange zu und die Luft wurde noch rauher, als sie schon Nachmittags gewesen war. Ueberdies hatte Walther nun einen ganz ansehnlichen Haufen gesammelt und spürte nachgerade, daß die Last schwer auf die Schulter drückte. Zudem lag seine Hütte nun wohl ziemlich eine halbe Stunde entfernt, und er mußte tüchtig zuschreiten, wenn er vor völliger Dunkelheit heim kommen wollte. Er machte also linksum und betrat einen schmalen Fußpfad, welchen die Holzfäller im

Walde gebahnt hatten. Kaum hatte er zehn Schritte auf demselben zurückgelegt, so stieß er mit dem Fuße an einen Gegenstand, der mitten im Wege lag und jetzt klirrend zur Seite in den Schnee flog. „Was war das?" sagte Walther und bückte sich, um den lockeren Schnee, welcher ihm den Gegenstand verbarg, zur Seite zu paddeln. Bald erwischte er das Gesuchte: es war eine, reich mit Gold und Perlen gestickte, sehr schöne Geldbörse. Zwischen den Maschen derselben blitzten Gold- und Silberstücke hervor, welche augenscheinlich genug bewiesen, daß der Fund, für einen so armen Knaben wenigstens, ein ungemein reicher war. Walther öffnete die Börse, schüttelte das Geld heraus und zählte es. Der Werth betrug nahe an sechszig Thaler.

Sechszig Thaler! Welch' ein Reichthum! So viel verdiente Walther's Vater bei angestrengtem Fleiße kaum in einem vollen halben Jahre! Wenn er die Börse an sich behielt, so konnte er nicht nur die verkauften und versetzten Habseligkeiten seiner Aeltern mit dem Gelde einlösen, sondern er konnte auch so viel stärkende und erquickende Dinge für die kranke Mutter dafür einkaufen, daß diese gewiß recht bald wieder völlig hergestellt war. Die Versuchung, welche die Macht des Geldes ausübt, lag nahe genug, aber Walther war so durch und durch rechtschaffen und ehrlich, daß bei ihm der Versucher gar keine Macht hatte. Nicht einen Augenblick fiel es ihm ein, daß er die Börse mit ihrem Inhalte behalten könne, sondern er dachte nur darüber nach, wer sie wohl in dem öden winterlichen Forste verloren haben möge. Einer von den Holzhauern gewiß nicht; denn diese führten dergleichen kostbare Börsen so wenig, wie sie eine so große Summe Geldes besaßen. Der Herr Förster wohl auch nicht; denn dieser hatte wohl sein gutes Auskommen, aber doch nicht einen solchen Ueberfluß, wie ihn die Börse voraussetzen ließ. Wer nun sonst? Vielleicht ein Fremder, der mit dem Förster oder einem Jägerburschen auf der Jagd gewesen war. Das konnte möglich sein.

„Da hilft es freilich nichts, ich muß nach dem Jägerhause hinüberlaufen," murmelte Walther vor sich hin. „Wer weiß, der Fremde reist vielleicht heute noch ab, und da wäre es ihm wohl verdrießlich, wenn er seine Börse nicht hätte. Und jedenfalls, wenn auch kein Fremder da ist, wird der Herr Förster am besten wissen, was mit dem vielen Gelde anzufangen ist!"

Bei Walther waren Entschluß und Ausführung immer nahe beisammen, denn er beschloß nicht leicht etwas, das er nicht auf der Stelle ausführen konnte. Er trug sein Bündel Holz vollends in's Thal hinab, legte es hier, im Vertrauen, daß wohl Niemand es wegholen werde, am Stamme eines Baumes nieder, bei welchem er auf dem Rückwege vom Försterhause wieder vorüber kommen mußte, und setzte sich nun in kurzen Trab, um so geschwind wie möglich das Geschäft beim Herrn Förster abzuthun. Das Haus desselben lag eine gute Viertelstunde weiter im Thale oben, aber Walther legte den Weg in zehn Minuten zurück und trat ziemlich erhitzt und ganz außer Athem in die Stube des Försters hinein. Richtig, da saß ein fremder Herr auf dem Sopha und machte ein ziemlich verdrießliches Gesicht. „Dem wird die Börse wohl gehören," dachte Walther, und sagte: „Guten Abend, Herr Förster!"

„Guten Abend, mein Sohn," erwiederte dieser freundlich. „Was führt dich noch hierher am Abend? Bist ja so geschwind gelaufen, daß du ganz außer Athem bist? Da setz' dich auf den Stuhl, und nun bringe vor, was du verlangst!"

„Verlangen will ich eigentlich nichts, Herr Förster," entgegnete Walther — „aber fragen wollte ich, ob der Herr da wohl nichts verloren hat heute im Forste?"

Der Fremde horchte auf. „Ja freilich," sagte er, „meine Börse habe ich verloren auf der Jagd! Hast du sie vielleicht gefunden? Sollst ein schönes Trinkgeld haben, wenn du sie mir bringst!"

„Da, dies wird sie wohl sein!" sagte Walther vergnügt und zog die Börse heraus. „Auf dem Holzweg

hat sie gelegen und ich dachte mir gleich, sie werde wohl hierher gehören. Ist sie's?"

„Ja, gewiß!" sagte der Fremde erstaunt und nahm die Börse in Empfang. „Weiß der Himmel, wie sie aus meiner Tasche gekommen ist! Aber du bist wirklich ein ehrlicher Bursche, du! Nimm hin den Thaler für deinen Weg!"

Walther schaute mit großen Augen erst den Thaler, dann den Fremden, dann den Förster an, als ob er fragen wollte: „Ist das Spaß oder Ernst? So viel Geld für den kurzen Weg?" Auch streckte er wirklich nicht die Hand nach dem Thaler aus.

„Nimm ihn nur, Walther, nimm ihn!" sagte lächelnd der Förster, der die Gedanken des Knaben errieth. „Der Herr giebt dir's gern und kann den Thaler wohl missen."

„Aber es ist so viel!" rief Walther, ordentlich bestürzt. „Das habe ich ja doch nicht verdient! Tüchtig gelaufen bin ich freilich, aber . . ."

„Was da, zugegriffen, mein Junge!" fiel ihm der Förster in's Wort — „und höre, kannst auch noch ein Häschen für deine Mutter mit nach Hause nehmen, und dir nächsten Sonntag wieder eins holen! Wird ihr gut bekommen, denk' ich! Na, nimm hin!"

Walther griff denn endlich zu und steckte mit vergnügtem Gesicht den Thaler ein. „Schön Dank!" sagte er — „da wird sich mein Vater freuen! Und der Mutter wird der Hase gut schmecken! Gott segn' es Ihnen, liebe Herren! Das nenn' ich mir einen guten Fund und einen glücklichen Weg!"

Mit herzlichem Wohlgefallen betrachtete der Fremde den Knaben, dessen ungekünstelte große Freude einen sehr angenehmen Eindruck auf ihn zu machen schien. „Sage, wie heißt du?" fragte er ihn.

„Walther Martin," erwiederte der Knabe. „Mein Vater ist ein Weber; da der Herr Förster kennt uns wohl."

„Martin?" sagte der Fremde sichtlich überrascht. „Weißt du nicht, Kleiner, ob ein Verwandter deines Hauses vor

langen Jahren seine Heimath verlassen hat und weit hinaus in fremde Länder gegangen ist?"

„O ja freilich!" entgegnete Walther. „Das ist der Onkel Wilhelm gewesen, meines Vaters Bruder! Der Vater hat manchmal vom ihm gesprochen."

„Dies ist wirklich ein merkwürdiges Zusammentreffen!" murmelte der Fremde vor sich hin. „Aber dennoch, es kann nicht sein, denn jener Martin soll ja in Westphalen zu Hause gewesen sein."

„Nun ja," sagte Walther, der des Fremden Worte wohl verstanden hatte — „aus Westphalen stammt mein Vater auch! Erst vor sechszehn oder siebzehn Jahren ist er hierher gezogen, weil ihn Herr Volkmar, der reiche Fabrikant in der Stadt, dazu überredet hat. Herr Volkmar wollte nämlich hier eine Damast-Weberei anlegen, und weil mein Vater in dieser Art Weberei sehr geschickt war, so schenkte ihm Herr Volkmar unser Häuschen, was wir jetzt noch bewohnen, und bezahlte die Reisekosten. Da zog mein Vater mit Sack und Pack hierher und war, so zu sagen, der Lehrmeister von den andern Webern hier. Dabei stand er sich gut; nachher aber, als er Alles gelehrt hatte, was er wußte, da war Herr Volkmar nicht mehr so freundlich und freigebig gegen ihn und der Vater wäre wohl gar nach Westphalen zurückgegangen, wenn ihm nicht das Geld dazu gefehlt hätte. Ich habe es wohl gehört, wenn er mit der Mutter darüber sprach, und es ist gar nicht schön vom Herrn Volkmar, daß er meinem Vater heute nicht einmal einen kleinen Vorschuß hat geben wollen, wo wir doch durch die lange Krankheit der Mutter so zurückgekommen sind. Na aber, der liebe Gott wird schon helfen, und etwas geholfen hat er schon! Der schöne Thaler und das Häschen werden den Vater freuen, kann's mir schon denken! Nun muß ich aber fort, denn es wird spät!"

„Noch einen Augenblick," sagte der Fremde, „es wird dich nicht gereuen, denk' ich! Weißt du bestimmt, daß dein Vater in Westphalen geboren und erzogen worden ist?"

„Ja, das weiß ich ganz bestimmt!" entgegnete Walther. „Und wenn Sie uns einmal besuchen wollen, so

können Sie's selber in der Bibel lesen, wo's der Großvater hinein geschrieben hat."

„Gut!" sprach der Fremde. „Wie heißt der Ort, woher dein Vater gebürtig ist?"

„Bredenbeck heißt er!"

„Richtig, Bredenbeck!" rief der Fremde aus. „Nun werden wir bald in's Reine kommen! Aber das weißt du nicht, was aus deinem Onkel Wilhelm geworden ist?"

„Nein! Das weiß der Vater auch nicht! Nur einen Brief hat er noch von ihm, den der Onkel vor seiner Abreise schrieb, von Bremen aus, und worin steht, er wolle sein Glück in Ostindien versuchen. Das muß nun schon einige zwanzig oder dreißig Jahre her sein, und seitdem haben wir nichts wieder von ihm gehört."

„Glaub's wohl!" sagte der Fremde. „Na, denn geh' nur heim, ich will dich nicht länger aufhalten! Später wirst du vielleicht wieder von mir hören und ich komme morgen wohl selber auf ein paar Minuten bei Euch vor. Gute Nacht!"

Walther war froh, daß er loskam, denn erstens war es nun bereits stockdunkel draußen geworden, und zweitens brannte ihm der Thaler, den er in der Tasche hatte, ordentlich auf dem Herzen. Der Förster begleitete ihn auf den Hausflur, suchte ihm einen der besten Hasen von seinem Vorrathe aus, wünschte ihm guten Appetit dazu, und schüttelte dem erfreuten Knaben zum Abschiede die Hand. Walther bedankte sich und rannte hierauf spornstreichs davon. Unterwegs raffte er noch sein Bündel Holz auf, das er richtig noch an der Stelle fand, wo er's beim Hinwege abgeworfen hatte, und nun war er nach zehn Minuten, schweißbedeckt freilich und außer Athem, denn er hatte eine tüchtige Last zu schleppen, aber doch höchst wohlgemuth zu Hause.

„Da, Vater!" sagte er mit blitzenden Augen, und legte den Thaler vor sich hin auf den Tisch — „da ist was für dich, und hier" — fügte er zur Mutter gewendet hinzu, indem er das Häschen an den Hinterläufen in die Höhe hob, — „hier ist was für dich, Mutter! Gelt, das ist

doch ein guter Fund, den ich heute im Walde gemacht habe?"

Mit wenigen Worten erzählte er nun dem verwunderten Vater, auf welche Weise er zu dem Thaler und dem Hasen gekommen war und vergaß auch nicht, von dem fremden Herrn zu berichten, und wie sorgfältig sich derselbe nach dem Vater, dem Onkel Wilhelm und allen Verhältnissen erkundigt habe. Der Vater verwunderte sich wohl darüber, aber in der Freude über die schönen Geschenke, die Walther zu so ganz gelegener Zeit mitgebracht hatte, legte er weiter kein großes Gewicht darauf und hielt die Fragen des fremden Herrn für ein Ergebniß bloßer Neugierde, und für weiter nichts. Und die Freude war wirklich groß in der armen Familie, obgleich es doch nur ein so Geringes war, was ihnen der Himmel zur Belohnung für Walther's Rechtschaffenheit gegeben hatte. Aber das Geringe reichte hin, um über die nächsten schweren Tage hinwegzuhelfen, es reichte hin, den Hunger abzuwehren, welcher bereits so nahe und schrecklich gedrohet hatte. Und das war für die arme Familie ein großes Glück, viel größer, als der Reiche es ermessen kann, der seinen Reichthum nur nach Hunderten oder Tausenden, nicht nach einzelnen Thalern zählt.

Und die Freude, welche Martin und die Seinigen empfanden, sollte an diesem glücklichen Abende noch erhöhet werden. Der Herr Pastor kam, wie er am Morgen Walther versprochen hatte, und erkundigte sich, ob Martin's Gang in die Stadt von gutem Erfolge gewesen sei. Als er hörte, wie hart Martin vom Herrn Volkmar abgewiesen worden war, da legte auch er einen blanken Thaler auf den Tisch und wollte nichts davon hören, daß Martin ihn nicht annehmen könne, weil ihm der liebe Gott durch den fremden Herrn bereits geholfen habe. Der Herr Pastor bestand darauf, daß Martin das Geld nehmen müßte, wäre es auch nur, um der kranken Frau dafür eine Stärkung zu verschaffen, die ihr so dringend nothwendig sei. Mit Thränen in den Augen dankte Martin für die gespendete

Wohlthat, und versprach, sie ganz nach der guten Absicht des Gebers zu verwenden.

Während der Herr Pastor noch den Dank Martin's zurückwies, wurde abermals die Thür geöffnet und der nächste Nachbar Martin's, Günther hieß er und war auch ein Weber, arm wie jener, trat herein. Als er den Herrn Pastor erblickte, stutzte er und wollte schon wieder umkehren; dieser gab es aber nicht zu, und Nachbar Günther mußte da bleiben und sich mit an den Tisch setzen. Man sah es ihm an, daß er etwas auf dem Herzen habe, aber nicht mit der Sprache heraus wollte, und der Herr Pastor, ein kluger Mann, merkte wohl, daß er selber daran Schuld sein müsse. Darum sagte er: „Bringt Euer Anliegen nur an den Mann, Günther, und kümmert Euch nichts darum, daß ich zugegen bin, denn wenn Ihr's nicht thätet, würdet Ihr mich zwingen, fort zu gehen. Gesteht es nur, lieber Freund, daß Ihr mit Martin etwas Besonderes sprechen wolltet!"

„Nun ja denn, Herr Pastor, ich will's nicht läugnen, da Sie es einmal errathen haben," erwiederte der wackere Mann. „Sehen Sie, ich hörte, daß Nachbar Martin heute früh in die Stadt gegangen sei zu Herrn Volkmar, und wäre recht betrübt und niedergeschlagen zurückgekommen, und da dachte ich mir, weil doch auch die arme kranke Frau hier ist, es möchte wohl ein Bischen knapp mit dem Gelde bestellt sein beim Nachbar, und da ich zufällig ein paar Thaler liegen hatte, so bin ich hergegangen, um zu fragen, ob dem Nachbar wohl mit einem kleinen Vorschuß gedient sei. Das ist Alles, und hier sind drei Thaler, gerade die Hälfte von meinem bischen Gelde. Ich habe gestern ein Stück Arbeit abgeliefert und das ist der Verdienst dafür. Auf ein paar Wochen kann ich's schon entbehren, Nachbar Martin, und bis dahin steht's Euch von Herzen gern zu Diensten!"

Er legte das Geld auf den Tisch und schob es Martin zu, der es aber gar nicht ansah, sondern tief ergriffen dem braven Nachbar die Hand über den Tisch hinreichte.

„Dank Euch, Günther!" sagte er mit vor Rührung zitternder Stimme — „Dank Euch von Grund der Seele! Ihr seid ein guter Nachbar, wahrlich, und ich will Euch dies Freundschafts-Stückchen nicht vergessen, gewiß nicht, so lange ich lebe. Aber steckt Euer Geld nur wieder ein, Günther! Der liebe Gott, der den Armen nicht verläßt, hat schon geholfen hier durch unseren würdigen, treuen Seelsorger und durch einen fremden Herrn, der meinem Walther einen geringen Dienst reich belohnt hat. Darum schönen Dank, Nachbar Günther. Steckt Euer Geld nur wieder ein. Aber verlaßt Euch darauf, ich will's ansehen, als ob ich's genommen und Ihr mir wirklich diesen großen Freundschaftsdienst gethan hättet! Herzlichen Dank dafür, lieber Nachbar!"

Günther steckte sein Geld ruhig wieder ein und sagte: „Macht doch nicht so viele Worte, Martin! Was ist denn da weiter? Ein Nachbar muß ja dem Andern allezeit beistehen, wenn er kann, das versteht sich ja ganz von selber. Na, wenn es dieses Mal nicht ist, so ist's ein ander Mal, und wenn ich in Noth komme, so weiß ich wohl, daß Ihr mir auch gern beistehen werdet, falls es Euch möglich ist."

„Das versteht sich von selbst," sagte Martin, und fuhr nach kurzer Pause fort: „Wunderbar, wunderbar in der That! Der Reiche, der Gold und Silber in hellen Haufen liegen hat, deckt beide Hände darüber, wenn er das Gesicht eines Armen sieht; und der Arme, er kommt aus eigenem freiem Antriebe in die Hütte des noch Aermeren, um mit ihm sein letztes Scherflein zu theilen! Wie mich das erbittert gegen den reichen Fabrikherrn! Zwanzig Jahre habe ich mit treuem, redlichem Fleiße für ihn zu seinem Nutzen gearbeitet, und nun, wo ich zum ersten Male komme, nicht um zu betteln, sondern nur um einen Vorschuß von ihm zu erbitten, nun weist er mich mit schnöden Worten, mit kränkender Verachtung zurück. Pfui über diese reichen Leute, die so undankbar und so hartherzig sind!"

„Nicht so, Nachbar! Nicht so!“ sagte der verständige Günther kopfschüttelnd. „Ihr müßt nicht das Kind mit dem Bade ausschütten, und nicht gleich alle reiche Leute für schlecht, für undankbar und hartherzig halten. Es gibt Gute und Böse unter den Reichen, wie unter den Armen, und ich weiß aus eigner Erfahrung, wie viel Gutes mancher reiche Herr im Stillen thut, wovon die Welt nichts erfährt. Aber freilich, der Arme hilft dem Armen leichter, wenn er's kann, weil er selber aus eigener Erfahrung weiß, wie bitter es ist, sein Haupt mit schweren Sorgen am Abend niederzulegen, am Morgen es erheben zu müssen; wie bitter es ist, nicht zu wissen, wie man heute oder morgen seine Kinder, die nach Brod schreien, sättigen soll. Der Reiche, lieber Nachbar, weiß das nicht, kennt dieses bittere Gefühl nicht, und da gerade an ihn vielfache Ansprüche gemacht werden, so mag es wohl kommen, daß er allmälig härter und gleichgültiger gegen die Bedrängniß der Armen wird, als er es sein würde, wenn ihm die Noth desselben gründlich bekannt wäre. Herr Volkmar freilich sollte es wissen, denn er war früher auch ein armer Mann, hat auch mit Mangel und Sorgen zu kämpfen gehabt, und könnte mehr thun für uns arme Weber. Aber Gold macht hart. Das ist eine alte bekannte Erfahrung und immer wird sie wieder von Neuem bestätigt. Darum wollen wir nicht allzu strenge richten, denn wer könnte dafür stehen, daß er nicht auch hart würde, wenn ihm der liebe Gott einen Haufen rothen Goldes in den Schoß schüttelte! Gold macht hart, Nachbar, und es gehört ein christliches, tief inniges Gemüth dazu, um dieser bösen Macht des Goldes zu widerstehen! Glaubt es mir!“

„Nein, das kann ich nicht glauben,“ rief Martin aus. „Wenn ich reich würde, woran freilich nicht zu denken ist, solltet Ihr sehen, wie ich meinen Reichthum mit denen theilen würde, die arm sind! Da wollte ich gewiß nicht vergessen, wie viel Noth ich geduldet habe und wie herbe diese Noth mich gedrückt hat! Nein, Nachbar, ich würde nicht so handeln, wie Herr Volkmar, ich würde nicht ver-

gessen, was es heißen will, seine Brodrinde mit Thränen zu essen!“

„Ja, Nachbar, so spricht freilich ein Jeder, wenn er arm ist und sich Reichthümer wünscht,“ entgegnete der verständige Günther — „aber ich möchte nicht hinsehen, wenn Ernst aus dem Scherz würde! Gold macht hart! Das laß' ich mir nicht ausreden, denn ich habe es nicht nur an Herrn Volkmar, sondern auch an anderen Leuten noch erfahren! Darum wiederhole ich: Richtet nicht, Nachbar, damit Ihr nicht auch gerichtet werdet! Und nun gute Nacht! Ich will heim und sehen, was Frau und Kinder machen.“

„Und ich will Euch begleiten, Günther,“ sagte der Herr Pastor. „Ihr habt gesprochen wie ein verständiger Mann, und jedem Eurer Worte muß ich beistimmen. Ja, ja, lieber Martin, nicht die Armuth allein, auch der Reichthum hat seine Gefahren, und sie sind größer, als Ihr vielleicht denkt. Nicht umsonst hat Christus, unser Heiland gesagt: „Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in's Reich Gottes komme!“ Solch ein Reicher nämlich, der sein Herz nur an das Zeitliche hängt. Gott Lob, es gibt auch Reiche anderer Art mit frommem Herzen und christlichem Sinne, und einem Solchen habe ich es zu verdanken, daß ich das Wort Gottes an geweihter Stätte verkündigen darf. Ein reicher Mann kleidete mich, nährte mich, schickte mich auf die Schule und Universität und unterstützte mich mit milder Hand so lange, bis ich genug gelernt hatte, um mir durch eigene Anstrengung mein Brod zu erwerben. Und was er an mir gethan, das that er aus reinem, christlichem Sinne und ohne nur einen Dank dafür zu erwarten, geschweige zu fordern! Solcher Reichen gibt es noch viele, mein guter Martin, und daran wollen wir denken, wenn ein Anderer, der nichts Höheres kennt, als seinen gefüllten Geldsack, mit rauher Selbstsucht die Bitten des Armen von sich weist. Solcher Mann ist ja eher zu beklagen, als zu beneiden, denn nicht Schätze sind es ja, die uns glücklich machen, sondern nur der ist in Wahrheit glücklich, der sich eines zufriedenen

Herzens, eines frommen Gemüthes, eines bescheidenen Sinnes erfreuen kann! Solches aber bringt nicht der Reichthum, sondern ein treuer, fleißiger Wandel auf Erden! Daran denkt, Martin, und Gott behüte Euch und die Eurigen!“

Der Herr Pastor und Günther entfernten sich und Martin gab ihnen mit dem Lichte das Geleit vor die Hausthür. Als er in die Stube zurückkehrte, setzte er sich nieder und dachte über das Vernommene nach. Zuletzt aber murmelte er kopfschüttelnd vor sich hin: „Und wenn auch! Nachbar Günther hat doch Unrecht! Wenn ich reich würde, ich würde anders handeln, als Herr Volkmar!“ —

Drittes Kapitel.

Der Herr machet arm und machet reich.

1. Sam. 2, 7.

Am andern Morgen hatte Martin schon mehrere Stunden fleißig an seinem Webstuhle gearbeitet und ein gutes Ende an dem Damaststück fertig geschafft, als zuerst Walther aus der Schule nach Hause kam, und gleich darauf ein fremder Herr in Martin's Stübchen trat. Walther's Auge blitzte fröhlich auf, als er den Fremden erblickte, und schnell flüsterte er dem Vater zu, das sei der Herr, der ihn gestern so reich beschenkt habe, und rückte ihm schnell einen Schemmel zum Sitzen hin.

„Nehmen Sie Platz, lieber Herr," sagte er, „und wenn ich Ihnen in irgend Etwas dienen kann, so befehlen Sie über mich! Wir sind freilich nur arme Leute, aber was wir Ihnen zu Gefallen thun können, das geschieht gewiß von Herzen gern."

„Schon recht, mein lieber Martin," erwiedrte der fremde Herr. „Allerdings komme ich in einer bestimmten Absicht zu Ihnen und möchte Sie wohl um Beantwortung einiger Fragen ersuchen. Zu Ihrem Nachtheile soll's auf keine Weise ausfallen. Also Sie haben oder hatten einen Bruder?"

„Ja wohl, hatte! Der arme Wilhelm! Seit vielen Jahren habe ich nichts von ihm vernommen — er ist verschollen."

„Gut! Also Wilhelm hieß er? Wann und wo ist er geboren?"

„Zu Bredenbeck in Westphalen. Sein Taufzeugniß besitze ich noch unter alten Papieren."

„Lassen Sie doch sehen, lieber Martin, wenn es Ihnen nicht zu viele Mühe macht.“

„Ganz und gar nicht,“ erwiederte Martin bereitwillig, und zog aus einem Wandschränkchen in der Kammer ein Päckchen alter vergilbter und bestaubter Papiere hervor, die mit einem Endchen Bindfaden zusammengebunden waren. Er knüpfte es auf, suchte einen Augenblick, und reichte dann dem fremden Herrn das Dokument hin.

„Alles gut und in Ordnung,“ sagte dieser, nachdem er das Taufzeugniß gelesen hatte und wieder zusammenfaltete. „Jetzt, in welchem Jahre hat Ihr Bruder seine Heimath verlassen?“

„Das ist im Jahre 1763 gewesen, im Monat Juni,“ erwiederte Martin. „Da, hier ist der Brief von ihm, der letzte, den er mir geschrieben hat, von Bremen aus. Lesen Sie ihn selbst! Er ist kurz und es steht weiter nichts darin, als daß er sein Glück in der weiten Fremde versuchen wolle. Der arme Bursche! Nie wieder habe ich von ihm gehört und ich denke mir, daß er wohl in der Ferne draußen zu Grunde gegangen ist!“

„Mag sein, ja, mag sein, auch nicht!“ sagte der fremde Herr. „Nun noch eins: Besitzen Sie vielleicht Papiere von Ihren Aeltern her?“

„Ja gewiß, ihren Taufschein, Trauschein, Todtenschein — Alles!“ entgegnete Martin. „Die Papiere sind mir immer lieb gewesen, und doppelt lieb, als ich meine Heimath Westphalen in der Hoffnung verließ, hier in Schlesien mein gutes Glück zu finden. Die alten Papiere waren mir immer eine angenehme Erinnerung, und ich hätte sie um Alles nicht zerreißen oder verschleudern mögen. Auch nahmen sie ja keinen Raum weg.“

„Sie haben sehr wohl gethan,“ erwiederte der Fremde. „Zeigen Sie mir die Papiere doch einmal.“

Martin suchte sie hervor, der fremde Herr las sie zwei Mal sehr genau und sorgfältig durch, schrieb hierauf einige Notizen in sein Taschenbuch, und sagte dann: „Es ist Alles in Ordnung, und ich denke, daß ich Ihnen bald eine angenehme Nachricht werde mittheilen können. Be-

wahren Sie auch ferner diese Papiere so sorgfältig wie möglich auf, denn es könnte sich zutragen, daß Sie dieselben zu einem besondern, wichtigen Zwecke gebrauchten. Verstehen Sie?"

„Ei ja, ich verstehe schon," erwiederte Martin, „aber was für eine Nachricht, was für einen Zweck meinen Sie? Können Sie mir vielleicht irgend eine Kunde von meinem armen verschollenen Bruder verschaffen? O, wenn Sie dies vermöchten, so bitte ich Sie recht dringend, mich nicht lange warten zu lassen."

„Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß ich Ihnen später Mittheilungen über das Schicksal Ihres Bruders machen darf," antwortete der fremde Herr zurückhaltend. „Indeß, etwas Bestimmtes kann ich Ihnen jetzt nicht versprechen. Haben Sie Geduld — in etlichen Wochen werden wir klarer in der Sache sehen. Bis dahin aber überlassen Sie mir, zu thun, was mir zweckmäßig und nützlich scheint. Ich verlasse heute diese Gegend, wohin mich ein besonderes Geschäft führte, aber ich werde Ihre Angelegenheit nicht vergessen. Leben Sie wohl, Meister Martin, und bleiben Sie unter allen Verhältnissen immer so brav, wie Sie mir von meinem Freunde, dem Förster, geschildert worden sind."

Mit diesen Worten entfernte sich der fremde Herr und ließ unsern Martin in einiger Aufregung und Bestürzung zurück. Wer war der Fremde? Was wollte er eigentlich? Warum fragte er nach dem verschollenen Wilhelm? Warum nach den alten vergilbten Papieren? Warum sollte Martin dieselben so sorgfältig aufbewahren? Das Alles waren Fragen, auf welche Martin keine Antwort finden konnte, obgleich er, während er sein Schifflein auf dem Webstuhle eifrig hin und her fliegen ließ, unablässig darüber nachdachte. Daß der Fremde Nachrichten von seinem Bruder oder doch von Jemandem, der ebenfalls Wilhelm Martin hieß, haben müsse, das schien unzweifelhaft. Aber freilich, der Martins gab es viele in Bredenbeck und mehr als Einer von denselben mochte wohl Wilhelm mit dem Vornamen heißen. Martin, der nun einmal nichts Ge-

wisses ergrübeln konnte, schlug sich endlich die ganze Sache aus den Sinnen, und fragte nur gelegentlich einmal den Herrn Förster, wer der Fremde eigentlich gewesen sei? „Ein berühmter Rechtsgelehrter aus Bremen," erwiederte der Förster, und Martin war nun wieder eben so klug, als vorher. Ein Rechtsgelehrter, was konnte der mit ihm zu verhandeln haben? Martin fand hierüber keinen Aufschluß, und acht Tage später dachte er kaum mehr an die ganze Begebenheit. Die alten Papiere aber bewahrte er dennoch sehr sorgfältig auf und legte sie wieder in den Wandschrank, nicht allein, weil es ihm der fremde Herr anempfohlen hatte, sondern hauptsächlich darum, weil er in der That große Stücke auf diese letzten Andenken aus seiner Heimath und von seinen seligen Aeltern hielt.

Tage verstrichen, Wochen gingen hin, der Schnee schmolz an den Abhängen und das Eis des Baches brach auf, der Frühling mit seinem bunten Blumenkleide schaute wieder über die Berge in das Thal herein; die Vögel, heimgekehrt aus den fernen Landen, wohin die Strenge des Winters sie getrieben, zwitscherten und sangen wieder in den Baumwipfeln, die ihr neues grünes Blätterkleid angethan hatten; aber von dem fremden Herrn wurde nichts wieder gesehen und gehört. Martin, Walther und selbst die Mutter vergaßen ihn endlich oder dachten doch nur noch selten an ihn und erwarteten nichts von ihm. Alles ging in dem kleinen Häuschen am Tannenwald wieder seinen früheren, schlichten, einfachen, stillfriedlichen Gang. Mit dem lieben Frühlinge war die Gesundheit der Mutter wiedergekehrt und sie schaltete und waltete wieder im Hause, wie vor ihrer schweren und langen Krankheit. Vater Martin arbeitete fleißig, um mit seinem Verdienste die kleinen Schulden abzutragen, die der böse Winter mit seinem vielfachen Ungemach ihm aufgebürdet hatte, und Walther unterstützte ihn darin, indem er bald am Webstuhle saß und mit dem Vater um die Wette arbeitete, bald im Walde umherstrich, um hübsche Singvögel zu fangen, die er in selbstverfertigte kleine Vogelbauer steckte und Mittwochs oder Sonnabends Nachmittags, wo er nicht in die Schule zu

gehen brauchte, nach der Stadt trug, wo er sie Stück für Stück um ein paar Groschen verkaufte. Das brachte manchen Thaler ein und half nicht wenig mit, den Herrn Doctor und Apotheker zu befriedigen, deren Rechnungen nicht die kleinsten Ausgaben waren, für welche Vater Martin die Mittel herbeischaffen mußte. Endlich kam auch der Herbst, ein neuer Winter stellte sich ein, auf den Bergen lag wieder der Schnee Ellen hoch und der Bach im Thale war eingefroren bis auf den Grund — und kein Mensch dachte mehr an den fremden Herrn, der im vergangenen Winter dem ehrlichen Walther zu so gelegener Zeit ein Geschenk gemacht hatte.

Da endlich machte Vater Martin große Augen, als er zufällig einen Blick durch das Fenster auf die Straße warf und den Postboten erblickte, welcher von der Hauptstraße abgebogen war und jetzt geraden Weges auf das kleine Haus des armen Webers zusteuerte.

„Ei, was mag der Briefträger bei uns wollen!" sagte er, höchlich überrascht, und trat an das Fenster. „Seit vielen Jahren habe ich keinen Brief bekommen!"

Auch Walther horchte auf, verließ sein Plätzchen neben dem Ofen, wo er einen großen Vogelbauer schnitzte, und blickte mit verwunderter Neugierde den Postboten an. „Er hat vielleicht nur eine Bestellung vom Herrn Volkmar bei uns auszurichten," sagte er, „oder er geht wohl nur vorbei zum Nachbar Günther."

„Das hätte er bequemer, wenn er noch ein Ende Wegs auf der Landstraße fortginge," entgegnete Martin. „Nein, nein, er kommt zu uns — da sieh Walther, er holt schon ein Schreiben aus seiner Ledertasche — nun, da bin ich doch wirklich sehr begierig, was er uns für Nachrichten bringt! Gott gebe, daß es nichts Schlimmes ist!"

Mit stummer Erwartung sahen Martin, Walther und auch die Mutter, welche mittlerweile aus der Küche gekommen war, der Ankunft des Boten entgegen. Endlich erreichte er das Häuschen, trappte vor der Thür auf der Steinplatte tüchtig mit den Füßen auf, um den Schnee von

seinen Stiefeln zu schütteln, und trat nun endlich in das Stübchen herein.

„Ein Briefchen von weither," sagte er, „aus Bremen, ist aber franco und kostet nur einen Silbergroschen!"

„Aus Bremen?" rief Martin. „Ei, wer sollte von dorther an mich schreiben, da mein armer Bruder nun schon seit länger als zwanzig Jahren nicht mehr dort ist? Es ist wohl ein Irrthum, Freund, und der Brief gehört wo anders hin."

„Kann nicht sein," entgegnete der Postbote. „Hier steht die Aufschrift: An den Leinweber Martin in Langenau. Ich kenne keinen Martin weiter hier zu Lande."

„Ja ja, es ist richtig," sagte auch Martin jetzt, nachdem er den Brief von allen Seiten betrachtet und bald das Siegel, bald die Adresse ganz genau angesehen hatte. „Bezahle den Silbergroschen, Margarethe! Aber von wem in aller Welt mag der Brief sein?"

„Ich weiß es!" rief Walther plötzlich aus und klatschte in die Hände — „von dem fremden Herrn ist er, der im vorigen Winter beim Herrn Förster zum Besuche war, und auch bei uns, Vater! Denke nur daran, der sich so genau nach dem Onkel Wilhelm erkundigte! Ja, ja, der Herr Förster sagte, er sei in Bremen wohnhaft! Brich den Brief nur auf, und du wirst sehen, daß ich Recht habe!"

„Wird schon sein," sagte der Briefbote, der seinen Silbergroschen bekommen hatte und nun seinen Stab weiter setzte. „Aus Bremen kommt der Brief, und ich wünsche, daß gute Nachrichten darin stehen. Behüt' Euch Gott, Martin!"

Der Bote ging und Martin, nachdem er ihm das Geleit bis an die Hausthür gegeben, säumte nun nicht mehr, das Siegel zu lösen und den Brief zu erbrechen. Dann setzte er die Brille auf, und während die Mutter und Walther sich dicht an seine Seite drängten, um keine Silbe von dem Briefe zu verlieren, las er denselben langsam und bedächtig vor.

„Mein lieber Martin," lautete das Schreiben, „als ich im vergangenen Jahre Euch besuchte und mich auf das

Sorgfältigste nach Euren Familien-Verhältnissen erkundigte, so geschah dies nicht aus bloßer Neugierde, sondern ich hatte einen besonderen Grund dazu, den ich Euch jetzt nicht länger vorenthalten will."

„Hab' ich's nicht gesagt?" rief Walther aus — „der Brief ist von dem fremden Herrn! Nun bin ich doch begierig, was er eigentlich gewollt hat!"

„Still, Walther, wirst es schon erfahren," sagte der Vater und fuhr im Lesen des Briefes fort: „Es war bereits ein halbes Jahr vor meinem Besuche in Langenau ein Schreiben aus Calcutta in Ostindien bei mir eingelaufen, das von großer Wichtigkeit zu sein schien. Bevor ich Euch den Inhalt mittheile, müßt Ihr Euch auf eine traurige Nachricht vorbereiten und Euch als ein christlich gesinnter Mann zu fassen suchen. Denn das Schreiben machte zunächst die Mittheilung, daß ein früherer Wilhelm Martin, aus Bredenbeck in Westphalen gebürtig, und etliche Meilen landeinwärts von Calcutta wohnhaft, das Zeitliche gesegnet habe, und ich bin der Meinung, nachdem ich mit Euch gesprochen und Eure Papiere eingesehen, daß besagter Wilhelm Martin kein anderer Mann sein könne, als Euer Bruder, welcher vor länger als zwanzig Jahren Bremen verlassen."

„Ja freilich, freilich wird er's sein, der arme Wilhelm!" unterbrach sich Martin und fuhr mit der Hand über die Augen, um eine Thräne wegzuwischen, welche die Nachricht von dem Tode des Bruders ihm entlockte. „Also gestorben ist er, der arme Junge, weit von der Heimath, die er nicht wiedersehen sollte, fern von seinem einzigen Bruder, der ihm so gern die letzten Stunden erheitert und ihm die Augen zugedrückt hätte! Der arme Wilhelm! Er war immer ein so guter Junge."

„Aber wer weiß denn schon, Vater, daß er's wirklich gewesen ist?" sagte Walther. „Bitte, lies den Brief weiter!"

Martin nahm den Brief wieder auf und las: „Das Schreiben aus Calcutta enthielt nun ferner die Mittheilung, daß Herr Wilhelm Martin bedeutende Reichthümer hinterlassen und zu seinem einzigen Erben einen gewissen Jakob Martin zu Bredenbeck in Westphalen, als den einzigen

Bruder des Verstorbenen, eingesetzt habe. Ich möge, als wie Solches Herr Wilhelm Martin besonders in seinem Testamente, das von Gerichtswegen in Calcutta geöffnet worden sei, bestimmt habe, die erforderlichen Schritte thun, besagten Jakob Martin ausfindig machen und ihm die Nachricht von dem Tode seines Bruders und dessen Hinterlassenschaft mittheilen. Ich konnte mich natürlich eines solchen Auftrags nicht weigern, sondern that in Gemeinschaft mit den hiesigen Behörden ohne Verzug die nöthigen Schritte, um besagten Jakob Martin in Bredenbeck aufzufinden. Aber alle Mühe, die ich mir gab, war umsonst. Es fanden sich wohl genug Leute, die den Namen Martin führten, aber ein Jakob Martin war nicht unter ihnen, und es konnte mir auch Niemand Aufschluß über einen Solchen ertheilen. Ich schlug die Kirchenbücher nach, und da fand sich dann allerdings, daß erst ein Wilhelm und dann ein Jakob Martin eingetragen waren, aber wo der Letztere zu suchen sei, das wußte Niemand. Nur ein alter Mann erinnerte sich dunkel, daß Jakob Martin vor vielen Jahren das Dorf verlassen habe und ausgewandert sei in's Preußische — aber an welchen Ort, oder nur in welche Provinz, dessen wußte er sich nicht zu entsinnen, und ich war demnach ziemlich noch eben so klug, wie vorher. Doch durfte auch dieser geringe Fingerzeig nicht unbenutzt gelassen werden, und ich versäumte nicht, in alle Preußische Zeitungen einen Aufruf einrücken zu lassen, durch welchen ich besagten Jakob Martin aufforderte, sich bei mir zu melden, um eine Nachricht von großer Wichtigkeit in Empfang zu nehmen. Auch diese Aufrufe blieben fruchtlos, und ich stand schon im Begriff, die Meldung nach Calcutta zu machen, daß ein Jakob Martin im deutschen Lande nicht aufzufinden wäre, als mich ein dringendes Geschäft in Eure Gegend führte. Der Zufall oder des Himmels Fügung machte es, daß ich meine Börse auf der Jagd im Walde verlor, und dieselbe höhere Macht fügte es, daß Euer wackerer Knabe die Börse finden mußte. Hier muß man nun in der That die Leitung der Vorsehung bewundern! Wäre Euer Knabe so unredlich gewesen, die

Börse mit dem Gelde für sich zu behalten — wie hart wäre diese sündliche Handlung bestraft worden! Nie vielleicht, ja höchst wahrscheinlich niemals, würde ich Euch in Eurem so von aller Welt abgeschiedenen, so abgelegenen Dörfchen aufgefunden haben und der für Euch bestimmte Reichthum würde Euch nicht zu Theil geworden sein. So aber mögt Ihr die Schätze Eures Bruders als eine Belohnung der Rechtschaffenheit und Gottesfurcht hinnehmen, in welcher Ihr Euren wackeren Knaben erzogen habt."

„Die Abschriften nun, welche ich von Euren alten Papieren und Zeugnissen nahm, mit den Bemerkungen im Kirchenbuche zu Bredenbeck vergleichend, fand ich, daß ich mich nicht getäuscht hatte, als ich Euch für den Bruder des in Ostindien verstorbenen Wilhelm Martin gehalten. Ohne Verzug schrieb ich nach Calcutta, und machte die nöthigen Mittheilungen an die dortigen Behörden, auf welche jetzt endlich der Bescheid eingelaufen ist, daß Ihr, mein lieber Martin, jeden Augenblick die Hinterlassenschaft Eures Bruders in Empfang nehmen könnt. Sie beläuft sich auf nahe an hunderttausend Thaler, eine Summe, welche, gut angewendet, für die Zukunft wohl alle die Nahrungssorgen von Euch fern halten wird, welche Euch bei meiner Anwesenheit in Langenau so schwer bedrückten. Das Beste wird sein, Ihr begebt Euch ohne Verzug hierher, um die Sache zu ordnen. Vergeßt aber nicht, Eure Papiere mitzubringen, welche Ihr hoffentlich, was ich Euch so dringend anbefahl, wohl aufgehoben habt. Wollt Ihr alsdann nicht in eigener Person die weite und nicht immer gefahrlose Seereise nach Calcutta antreten, so wird sich leicht ein hiesiges Handlungshaus bereitwillig finden lassen, Euch die Erbschaft abzukaufen. Ihr würdet dann allerdings einen geringen Verlust erleiden, indem das Handlungshaus nicht ganz ohne Nutzen arbeiten kann, aber dieser Verlust wird so unbedeutend sein, daß er vollkommen aufgewogen wird einmal dadurch, daß Ihr die Seereise, die auch Geld kosten würde, erspart, und dann dadurch, daß Ihr Eure Gelder ohne Verzug in Empfang nehmen

könnt. In der Hoffnung, daß Ihr auf meinen letzteren Vorschlag eingehen werdet, habe ich bereits eine vorläufige Abrede mit einem hiesigen Handlungshause getroffen, welches sich bereitwillig zeigt, Euch gegen die Auslieferung Eurer Documente und nach Vollzug der anderen gerichtlichen Förmlichkeiten die Summe von achtundneunzig tausend Thalern ohne Verzug auszuzahlen. Ich kann Euch nur rathen, mein lieber Martin, diesen billigen Vorschlag ohne Bedenken anzunehmen, und sehe Eurer baldigen Ankunft in Bremen mit Vergnügen entgegen. Falls es Euch an Geld zur Reise fehlen sollte, wird Euch mein Freund, der Förster, den ich bereits benachrichtigt habe, gern einen Vorschuß machen. Euer ergebener Freund Wolfgang Reimar."

Der arme Weber Martin hatte kaum Kraft gefunden, den Brief mit zitternder Stimme bis zu Ende zu lesen. Mehrmals unterbrach er sich selbst durch einen Ausruf des Staunens und der Verwunderung, und öfter noch wurde er von Walther und der Mutter unterbrochen, welche von dem Glücke, eine so ungeheure, reiche Erbschaft zu thun, beinahe betäubt waren. Als der Vater das Ende des Briefes gelesen hatte und denselben nun mit zitternder Hand auf den Tisch hinlegte, schauten sich alle Drei mit stummer Bestürzung an, und es vergingen mehrere Minuten, ehe Einer von Ihnen seinen Gefühlen Worte zu geben vermochte.

„Ei du meine Güte," rief endlich Frau Margarethe aus, und kreuzte ihre gefalteten Hände über die Brust — „das ist wohl Alles nicht wahr, das ist wohl nur ein Traum! Achtundneunzigtausend Thaler! Nein, Vater, das ist ganz unmöglich! Das kann ich nicht glauben! Die Tausend hast du wohl noch hinzugefügt und es soll nur achtundneunzig heißen! Schon das wäre ja eine große, große Summe für uns arme Leute!"

„Nein, nein, da steht es mit Buchstaben geschrieben — achtundneunzig tausend" — erwiederte Martin, und tippte mit dem Finger auf die bezeichnete Stelle. „Hier

schau' her, Mutter! Achtundneunzig tausend! Werde ja doch wahrhaftig noch lesen können!"

„Aber es ist ja gar nicht möglich, Vater!" sagte Walther nach einem tiefen Athemzuge. „Da wären wir ja reicher, als selbst Herr Volkmar! Nein, Vater, es kann nicht sein, kann nicht, du mußt dich versehen haben!"

„Na, so sieh doch selber her, närrischer Junge!" erwiederte Martin mit blitzenden Augen. „Hier steht es groß und breit! Ja, ja, Mutter, ja, Bube, reich sind wir geworden, mächtig reich, reicher, wie Herr Volkmar, und nun können wir auch Wagen und Pferde halten und uns prächtig kleiden, und in einem schönen Hause wohnen! Ja, ja, Mutter, da steht's! Reiche Leute sind wir, und brauchen uns nicht mehr von Morgens früh bis Abends spät abzuquälen mit schwerer Arbeit!"

„O Gott, und so viel Gutes können wir thun mit dem vielen, vielen Gelde!" rief Walther, der nun nachgerade auch an den großen Reichthum glaubte, voller Entzücken aus. „Nicht wahr, Vater, nun soll es doch gewiß allen armen Leuten im Thale hier auch gut gehen, und es soll Keiner mehr eine Kummerthräne weinen, weil er nicht weiß, wovon er am nächsten Tage leben soll! Ach, Vater, wie glücklich mich dieser Gedanke macht!"

„Ja, ja, das findet sich dann schon," erwiederte Martin zerstreut, und griff wieder nach dem wichtigen Briefe, um ihn nochmals und nochmals durchzulesen und sich dadurch zu überzeugen, daß sein großes Glück, welches ihn so unerwartet überrascht hatte, wirklich kein Traum, sondern Wahrheit, handgreifliche ernstliche Wahrheit sei. Aber es war da in der That nichts zu bezweifeln. Der Brief lautete klar und deutlich genug und ein Irrthum schien also ganz unmöglich. Nur die Mutter konnte noch immer nicht recht an die Sache glauben.

„Wer weiß," sagte sie, „ob sich der fremde Herr da nicht blos einen Spaß machen will? Denke doch nur, Martin, wie soll dein Bruder, der, wie du mir selber oft

genug erzählt hast, ohne einen Pfennig aus Bremen fortgegangen ist, in dem fernen Lande zu so großem Reichthum gelangt sein? Das ist ja ganz unmöglich, Martin, besinne dich nur!"

Martin stutzte. Allerdings, das war etwas unglaublich, daß der arme Bursche, der Wilhelm, so viel Geld sollte erworben und doch niemals eine Nachricht von sich gegeben haben. Die beiden Brüder hatten ja doch in ihrer Jugendzeit große Stücke auf einander gehalten und sich gegenseitig sehr lieb gehabt; wie konnte es nun möglich sein, daß Wilhelm in Reichthum schwelgte und sich so gar nicht seines einzigen Bruders erinnerte, von dem er doch wußte, daß er kümmerlich und in Armuth lebte? Gewiß, das war kaum anzunehmen, und Martin wurde ganz blaß, als dieser Gedanke sich mehr und mehr seinem Geiste aufdrängte. Doch faßte er sich bald wieder, indem ihm eine Bemerkung einfiel, die vor Jahr und Tag Nachbar Günther geäußert hatte. „Pah!" sagte er, „Reichthum macht hart! Günther hatte wohl Recht, als er so sprach! Als Wilhelm dem Glücke im Schooße saß, wird es ihm nicht eingefallen sein, nach der fernen Heimath und dem armen Bruder zurück zu blicken! Gold macht hart! Das erklärt Alles, Margarethe! Und wie sollte wohl der fremde Herr dazu kommen, einen so schnöden Scherz mit uns zu treiben? Nein, Margarethe, das ist denn doch wohl nicht anzunehmen!"

„Nein, das glaub' ich auch nicht!" sagte Walther. „Dazu sah der Herr doch zu ehrbar und ernst und würdig aus. Und ich erinnere mich wohl, wie er stutzte und aufhorchte als ich meinen Namen nannte! Und warum wäre er denn am andern Tage zu uns gekommen, um die alten bestaubten Papiere des Vaters durchzusehen und so viel davon in seine Brieftasche abzuschreiben? Nein, nein, so sah der fremde Herr nicht aus, als ob er solchen Scherz machen könne! Und das viele Brief-Porto von Bremen bis hierher! Ei ja, da würde sich wohl Jeder hüten, das so blos aus Spaß zum Fenster hinaus zu werfen! Und dann

steht ja auch in dem Briefe, wenn der Vater kein Geld zur Reise habe, so möge er sich's vom Herrn Förster ausbezahlen lassen! Nun, da braucht ja nur der Vater hinzugehen! Wenn ihm der Herr Förster den Vorschuß ausbezahlt, nun, dann ist gewiß Alles richtig, und wir brauchen nicht länger daran zu zweifeln, daß uns der liebe Gott den großen Reichthum bescheert hat."

„Du hast Recht, Walther!" sagte der Vater. „Auf der Stelle will ich mit dem Briefe zu dem Herrn Förster hinüberlaufen! Wenn er bestätigt, was darin steht und mir Geld gibt, dann ist kein Zweifel mehr, denn zwanzig oder dreißig Thaler kostet die Reise nach Bremen gewiß und eine solche Summe setzt man nicht auf's Spiel, wenn man blos einen dummen Spaß ausführen will!"

Ohne Zögern griff der Vater nach Mütze und Stock und rannte eilfertig nach dem Försterhause hinüber. Wie damals, als er von Herrn Volkmar aus der Stadt zurückkehrte, blickte er kaum vom Wege auf, sondern sah starr vor sich nieder und hörte es kaum, wenn ihm irgend ein Nachbar, der vor seiner Thür stand oder ihm begegnete, einen Gruß zurief. Keinem gab er Red' und Antwort, sondern lief spornstreichs weiter, den Blick am Boden, zitternd am ganzen Körper, die Seele in unbeschreiblicher Aufregung. Außer Athem kam er im Forsthause an, und so verwildert sah der sonst so ruhige und gesetzte Mann aus, daß der Förster, als er ihn erblickte, nicht anders meinte, als es sei ein großes Unglück geschehen.

„Mein Himmel, Martin, was habt Ihr denn?" rief er und sprang erschrocken vom Stuhle auf.

„Nichts, Herr Förster, gar nichts," stieß Martin halb athemlos hervor, „ich wollte Sie nur fragen, ob Sie mir wirklich das Geld zur Reise nach Bremen vorschießen wollen?"

„Geld vorschießen? Zur Reise nach Bremen? Mann, seid Ihr denn närrisch geworden?" erwiederte der Förster.

„Was, um's Himmels Willen, ist Euch auf einmal in die Krone gefahren?"

„Also Sie wissen von Nichts, Herr Förster?" stieß Martin zitternd hervor uud wurde blaß wie der Kalk an der Wand. „Da haben wir's! Alles Lug und Trug! Aber er soll mir's bezahlen; hüten mag er sich, wieder in diese Gegend zu kommen!"

„Aber, Mann, seid doch nicht so unsinnig!" sagte der Förster und schüttelte Martin am Arme. „Was habt Ihr denn eigentlich? Wer hat Euch betrogen? Wer soll nicht hierher kommen? Redet doch, erzählt mir's doch!"

Martin war nicht im Stande, eine Antwort zu geben. Gänzlich darnieder geschmettert durch die getäuschte Hoffnungen sank er in einen Stuhl, verbarg sein Gesicht in den Händen, und beklagte in abgerissenen, wilden Worten sein Schicksal. Der Förster glaubte nun wirklich, der Mann sei närrisch geworden, und sann schon darüber nach, ihn auf gute Art in Gewahrsam zu bringen, als derselbe Postbote, der vor wenigen Minuten erst an Martin einen Brief abgegeben hatte, auch in das Jägerhaus trat und dem Förster ein Schreiben überbrachte. Dieser erbrach es, las es schnell durch, während Martin nur mit seinen verzweiflungsvollen Gedanken beschäftigt war, und erkannte nun sogleich um was es sich handelte. Er klopfte Martin auf die Schulter und sagte: „Auf, Mann, und faßt Euch! Jetzt weiß ich, wie die Sachen stehen! Ihr könnt Reisegeld bekommen, so viel Ihr gebraucht, und das auf der Stelle! Hättet Ihr von Anfang an vernünftig mit mir gesprochen, so wär' Euch der Verdruß erspart worden! Hättet mir nur Euren Brief aus Bremen zu zeigen brauchen, den Brief von Wolfgang Reimar, meinem guten Freunde! Hätt' Euch ohne Weiteres das Reisegeld ausgezahlt, denn mein Freund ist ein Ehrenmann und treibt keine solche Possen, wie Ihr zu glauben scheint! Solltet Euch aber doch schämen, Mann, Euch so vom Gelde blenden zu lassen, daß Ihr Euch geberdet, wie ein Verrückter!"

Martin blickte auf, horchte auf, und das Blut schoß wieder in seine Wangen zurück. „Ist's wahr?" rief er zitternd — „doch wahr? Ich soll Reisegeld bekommen?"

„Versteht sich!" entgegnete der Förster. „Da les't den Brief! Könnt abreisen, wann Ihr wollt, meinetwegen auf der Stelle!"

Mit wilder Hast riß Martin das Schreiben aus der Hand des Försters, las es mit funkelnden Augen und stieß dann einen Jubelschrei aus.

„Wahr!" rief er. „Wahr!" und sprang auf, um in unsinniger Freude dem Förster um den Hals zu fallen. „Nun ist Alles gut! Nun bin ich doch ein reicher Mann und kann in Freuden leben, wie Herr Volkmar! Jetzt wird er mich nicht wieder schnöde von seiner Thür, aus seinem Hause weisen!"

„Ja, Martin, Ihr seid ein reicher Mann geworden," entgegnete der Förster ernst — „aber hütet Euch, die Gabe, die Euch der Himmel in den Schoß fallen läßt, zu mißbrauchen. Wem der Herr Segen gibt, dem legt er auch Pflichten auf — das vergeßt nicht!"

„Werde schon nicht," antwortete Martin kurz und hastig. „Also Sie wollen mir Geld vorschießen, Herr Förster? Nun denn, so machen Sie geschwind! Heute noch will ich nach Bremen abreisen!"

Der Förster sah wohl, daß Martin von seinem Glücke zu arg geblendet war, um weiteren Ermahnungen und Vorstellungen Gehör zu geben. Schweigend schloß er seine Kasse auf, zahlte fünfzig blanke Thaler daraus auf den Tisch, und sagte kurz: „Jetzt gebt mir einen Empfangschein, Martin, und dann nehmt das Geld hin. Ich will hoffen, daß Euer so unverhofft gewonnener Reichthum zu Eurem Heile gereichen möge!"

Martin schrieb den Schein, raffte das Geld zusammen, bedankte sich kaum bei dem Herrn Förster und stürmte mit glühendem Gesicht davon. Kopfschüttelnd sah der verständige Förster hinter ihm drein.

„Seltsam!“ sprach er vor sich hin — „seltsam, wie die Macht des Geldes die Herzen verändert! Dieser Mann, denkt er wohl daran, Gott zu danken für den reichen Segen, der ihm zu Theil geworden? Da stürmt er hin, und nicht einmal des Bruders gedenkt er, dessen Tod doch die alleinige Ursache seines Reichthums ist! Und früher hing er mit so großer Liebe an diesem Bruder! Wäre Wilhelm arm gestorben und hätte nichts hinterlassen, dieser Martin hätte ihm wenigstens eine Thräne nachgeweint; jetzt vererbt er großen Reichthum auf seinen Bruder, und siehe, dieser Bruder denkt nur an den Gewinn des Goldes, nicht an den Verlust des letzten Verwandten, der einstens Lust und Schmerz seiner Kindheit mit ihm theilte. Ja, ja, Gold macht hart! Gott behüte mich vor überflüssigem Mammon!“

Viertes Kapitel.

Fällt euch Reichthum zu, so hängt das Herz nicht daran.
Ps. 62, 11.

Einige Jahre waren seit der Zeit vergangen, wo Martin mit großem Reichthume aus Bremen in die Heimath zurückgekehrt war. Gar Manches hatte sich in dieser Zeit verändert. Die kleine Hütte, in welcher Martin früher gewohnt hatte, stand zwar noch drüben am Hügel unter den Zweigen der Tannen, aber Martin saß nicht mehr in dem kleinen Stübchen hinter dem Webstuhl und ließ das Schiffchen mit emsiger Hand hin und her fliegen, sondern die Hütte stand leer und unbewohnt, und nur zuweilen sah man den jungen Herrn Walther hinter den erblindeten Scheiben sitzen, den Sohn des reichen Fabrikherrn Martin nämlich, der jetzt mitten im Dorfe in einem prächtigen Hause wohnte. Martin hätte schon längst gern die alte Hütte, wo er so viele Jahre in stillem Frieden gelebt, wegreißen lassen und die Stätte, wo sie stand, dem Erdboden gleich gemacht, denn es ärgerte ihn, sie, gleichsam als einen Zeugen der früheren Zeit der Armuth und des Elends, immer vor Augen sehen zu müssen — aber Walther, sein Knabe, der jetzt zu einem frischen, hübschen Jüngling herangewachsen war, hatte es nicht zugeben wollen, hatte immer, wenn der Vater davon sprach, die alte Baracke wegzuschaffen, mit Thränen in den Augen für die liebe, kleine, alte Hütte gebeten, in der er als Knabe so manche frohe, so manche betrübte Stunde erlebt hatte. Den Bitten des einzigen Sohnes vermochte dann Martin nicht zu widerstehen, und so blieb denn das alte Häuschen, wie es war, obgleich sich Niemand darum bekümmerte, als eben nur

Walther. Dieser brachte manche einsame, stille Stunde in den engen Räumen derselben zu, und wenn er die schlichten, einfach geweißten Wände derselben betrachtete, und die Vogelbauer, die noch hie und da hingen, obgleich nicht, wie früher, muntere Vöglein darin umherhüpften, und den verstaubten Webstuhl, den nun seit langer Zeit schon keine fleißige Hand mehr in Bewegung gesetzt hatte — dann kam es manchmal über ihn mit großer Wehmuth, und fast, fast hätte er wünschen mögen, daß die kleine, niedere, ärmliche Hütte immer seine und des Vaters Wohnung geblieben, daß der Reichthum ferne von ihnen geblieben wäre, der sie aus den stillen Räumen hinweg geführt hatte. Walther konnte sich dieses Reichthums nicht freuen und gern hätte er ihn gegen die frühere Armuth wieder eingetauscht.

Ach, die Folgen des großen Reichthums, welcher so unverhofft seinem Vater zugefallen war, entsprachen nicht den Erwartungen, welche Walther, der gute Knabe, sich davon gemacht hatte. Er hatte gehofft, daß sein Vater denen, die arm waren, wie er selber gewesen, von seinem Ueberflusse mittheilen würde; gehofft hatte er, daß nun jede Kummerthräne getrocknet werden, daß nun fortan kein Einwohner des kleinen Dorfes sein Haupt mit Sorgen für den kommenden Tag auf das harte Pfühl niederlegen würde; gehofft hatte er, daß die Armen einen Trost, eine Stütze, einen Helfer in der Noth an seinem Vater finden würden — und von allen diesen Hoffnungen war auch nicht eine einzige in Erfüllung gegangen. Anfänglich freilich schien es wohl, als ob mit dem Reichthume Martin's auch größerer allgemeiner Wohlstand in dem Dorfe einkehren würde. Martin ließ sein schönes, großes Haus bauen, einen prächtigen Garten zurecht machen, Fabrikgebäude errichten, und da gab es nicht nur für viele Hände Beschäftigung und guten Verdienst, sondern Martin vertröstete die Leute auch auf die Zukunft, versprach den Webern, welche gleich ihm bisher für Herrn Volkmar gearbeitet hatten, besseren Lohn, als sie von diesem bekämen, und veranlaßte sie dadurch, Herrn Volkmar ungetreu zu werden und ihm

selbst ihre Arbeit zuzuwenden. Im ersten Jahre bezahlte er dann auch die Leute wirklich besser, als Herr Volkmar, aber später, als keine Rückkehr zu diesem mehr möglich war, da trat er selber in die Fußtapfen desselben, und mit Schrecken wurden die armen Weber gewahr, daß sie sich jetzt bei Martin keineswegs besser, sondern nur schlimmer standen, als früher bei Herrn Volkmar. Gern wären sie nun wieder zu diesem zurückgekehrt, aber es war zu spät; Herr Volkmar hatte anderen Leuten Beschäftigung gegeben, und wies seine früheren Arbeiter zurück. Nothgedrungen mußten diese sich wieder an Martin wenden, und Martin drückte die Unglücklichen nun so sehr, daß die armen Leute, welche in früherer Zeit doch wenigstens ihr nothdürftiges Auskommen gehabt hatten, jetzt häufig Mangel leiden und am Hungertuche nagen mußten.

Walther, der immer größer und verständiger wurde, sah das Alles mit tiefem Schmerze und legte oft bei seinem Vater ein gutes Wort für die Armen ein, die flehend ihre Hände nach diesem ausstreckten — aber nicht immer gelang es ihm, seinen Vater zur Milde zu bewegen, und jede Thräne, die dessen Härte den Armen auspreßte, brannte ihm auf dem Herzen, jeder Seufzer, den sie ausstießen, verwundete schmerzlich sein mildes, theilnehmendes Gemüth. Gern hätte er Allen geholfen, aber leider standen die Mittel dazu ihm nicht zu Gebot. Oft, oft mußte er an die Worte denken, die einst, als sein Vater über die schnöde Grausamkeit Herrn Volkmar's klagte, Nachbar Günther gesprochen hatte, die Worte: G o l d m a c h t h a r t! Wie traurig waren sie an seinem Vater in Erfüllung gegangen, der früher gut, mildherzig und sogar freigebig gegen die Genossen seiner Armuth gewesen war, und jetzt, wo er im Golde wühlen, wo er wirklich helfen, retten, unterstützen, wo er den Segen des Reichthums über das Dörfchen ausgießen und hundert kummervolle Herzen erfreuen konnte, jetzt so hartherzig, so untheilnehmend, so gleichgültig gegen die armen Leute war, härter selbst und unbarmherziger, als einst Herr Volkmar.

Walther sah und hörte Alles — Walther sah die finsteren Blicke, mit welchen sein Vater betrachtet wurde, hörte die Schmähungen, welche gegen ihn ausgestoßen wurden, und sein Herz blutete dabei. Er freute sich nicht des gewonnenen Reichthums, ja er haßte ihn beinahe, und mit Freuden hätte er ihn von sich geworfen, und gegen die frühere beschränkte, oft erbärmliche und nothdürftige Lage vertauscht. Damals in der kleinen Hütte waren sie freilich sehr arm an Geld gewesen, aber desto reicher an Liebe. Jetzt hatten sie Geld genug — aber wo war die Liebe geblieben? Sie war verschwunden, wie der Schnee vor dem Golde der Sonne, und wie sich der Schnee in Wasser verwandelt, so war die Liebe der Nachbarn verwandelt in Abneigung, in Verachtung, ja selbst in Haß. Darüber grämte sich Walther mehr als über die Entbehrungen, die er früher hatte erdulden müssen. Den Glanz des Reichthums, der ihm mehr eine Last als ein Glück dünkte, hätte er gern entbehren mögen, aber die Liebe, die Zuneigung, die Zutraulichkeit derer, die früher Leid und Freude treulich mit ihm und den Seinigen getheilt, diese entbehren zu müssen, das fiel ihm schwer, das betrübte ihn, das engte ihm das Herz ein, das machte ihn unsäglich traurig.

Martin sah indeß wohl, daß sein Sohn bekümmert war, aber er achtete nicht viel darauf und gab sich der zuversichtlichen Erwartung hin, daß diese thörichte Gutmüthigkeit allmälig gewiß anderen Gefühlen weichen würde. Ihn hatte der böse Dämon des Reichthums, der Geiz, fest umgarnt, so fest, daß alle seine besseren Empfindungen, die in früherer Zeit ihn beseelt hatten, dadurch erstickt worden waren. Sein Sinnen und Trachten war, seit er die Fülle des Reichthums kennen gelernt hatte, nur darauf gerichtet, diesen Reichthum zu erhalten und zu vermehren; er kannte nichts Höheres, als das Glück, reich zu sein, und seine größte Wonne bestand darin, sich an dem Anblicke seines Goldes zu ergötzen, mit seinen Händen in dem aufgehäuften Golde zu wühlen. Was kümmerte es ihn, daß Andere darbten, wenn nur Er reich war! Was kümmerte es ihn, daß Andere

hungerten, wenn nur Er schwelgen konnte! Er verschloß sein Ohr der bittenden Stimme der hülflosen Armuth und lauschte dafür dem Klange des Goldes! Dieser Klang däuchte ihm lieblicher, als der Dank und die Segenswünsche getrösteter Leidenden! Der Schimmer des schnöden Metalls erfreute ihn mehr, als der Schimmer der Wonnethräne, welche im Auge des Unglücklichen aufblitzte, wenn er aus Noth und Elend, durch eine geringe Gabe vielleicht, gerettet wird! Martin tröstete Keinen, er rettete Keinen, seit er reich geworden war; er kannte die schönste, die beglückendste Macht des Goldes nicht, die Macht des Goldes im Wohlthun! Wie hätte er sie kennen lernen sollen, da er die Hütten der Armuth vermied, da er absichtlich sein Auge von dem Anblicke des Hülflosen abwendete, da er mit harten Worten jeden Unglücklichen von sich wies, der es wagte, bittend in sein prächtiges Haus zu treten? Ihm galt der Reichthum mehr als die Liebe, er schätzte das Gold höher, als die Achtung seiner Nebenmenschen, und die Freunde aus alter Zeit stieß er von sich, nicht, weil sie weniger Tugenden besessen hätten, als früher, nein, weil sie arm geblieben waren, während er ein reicher Mann geworden war. So gab er Alles hin, so stieß er Alles von sich für seine Schätze, und während er reich war an Gold und Gut, war er so arm an Allem, was den Reichthum des Herzens ausmacht. Niemand schätzte ihn, Niemand liebte ihn. Er stand allein — selbst sein bester, treuester Freund, der zur Zeit der Noth Alles mit ihm hatte theilen wollen, selbst der gute, ehrliche Nachbar Günther hatte ihn verlassen, oder vielmehr, auch diesen hatte Martin durch sein hochfahrendes, stolzes und übermüthiges Benehmen aus seiner Nähe gescheucht. Günther besuchte ihn nie, außer in den allernothwendigsten und dringendsten Geschäften, und auch dann blieb er nur so lange, bis sein Anliegen abgemacht worden war. In vertrauliche Gespräche, wie zu alter Zeit, ließ Günther sich nicht mehr mit Martin ein, und wenn Martin ja einmal, sei es aus Beschämung oder aus irgend einer Laune, den früheren Ton anstimmen wollte, so zuckte Günther die Achseln, gab kurze Antwor-

ten, und benutzte die erste beste Gelegenheit, um der Unterhaltung ein rasches Ende zu machen.

Da geschah es eines Tages, daß Günther in der Dämmerungsstunde das prächtige Haus des reichen Martin betrat, und, anstatt, wie sonst immer, in das Geschäftslokal zu gehen, geraden Weges die breite Mahagonitreppe zu dem oberen Stockwerk hinauf schritt, wo Martin kostbar geschmückte und prächtig ausmöblirte Gemächer bewohnte. Einem Diener, der ihm entgegen trat, sagte er kurz, daß er den Herrn des Hauses zu sprechen wünsche. Der Diener wollte den schlicht gekleideten Mann nicht in das Wohnzimmer eintreten lassen, sondern wies ihn barsch in das Comtoir hinunter, wo Herr Martin zu sprechen sei. Günther aber schob den Burschen ohne viele Umstände auf die Seite und sagte ganz ruhig: „Er geht hinunter, mein Freund, und meldet Herrn Martin, daß ich, der Weber Günther, ihn sprechen wolle und ihn in seinem Zimmer erwarten werde! Hat Er verstanden? Und nun spute Er sich ein wenig, denn viele überflüssige Zeit habe ich nicht!"

Der Bediente ärgerte sich augenscheinlich sehr über das kurz angebundene Wesen des fleißigen Arbeiters, über den er sich in seinem Dünkel hoch erhaben fühlte, und entgegnete in grobem Tone: „Er hat mir nichts zu befehlen, weiß Er! Pack' Er sich die Treppe hinunter, oder man wird ihm die Wege auf eine andere Art weisen, die ihm wenig gefallen wird! In des Herrn Zimmer darf nicht jeder Bettelmann hinein laufen!"

Günther's Stirn wurde bei diesen frechen Worten von einer leichten Zornröthe überflogen, und er schien große Lust zu haben, den unverschämten Burschen die Treppe hinunter zu werfen. Indeß begnügte er sich, ihn derb am Arme zu fassen und ihn die ersten Stufen hinunter zu drängen. Der Bediente schrie vor Schmerz oder vor Wuth, und dies war die Veranlassung, daß sich rasch eine Seitenthür öffnete, aus welcher der junge Walther hervortrat.

„Was gibt's hier?" fragte er. „Ach, Nachbar Günther! Willkommen! Was haben Sie mit dem Burschen da?"

„Er verwehrte mir den Eintritt in Ihres Vaters Zimmer, lieber Herr Walther," entgegnete Günther, „und weigerte sich außerdem, mich Ihrem Vater anzumelden, den ich nothwendig sprechen muß."

Du gehst augenblicklich hinunter, Johann," befahl Walther streng, „und hüte dich, noch einmal Jemand zurück zu weisen, der mit meinem Vater zu sprechen hat. Ich dulde keine Bedienten-Grobheit hier in meinem Hause! Kommen Sie, lieber Günther, ich werde Sie selber in meines Vaters Zimmer führen."

Der Bediente schlich kleinlaut davon, und Günther folgte Walther in das Gemach seines Vaters, dessen Pracht er mit verwundertem Kopfschütteln betrachtete. Kostbare seidene Tapeten, Oelgemälde in prächtigen vergoldeten Rahmen, schwelgende Sophas und Stühle, seidene Gardinen, deckenhohe Spiegel — das war es, was er in dem Zimmer des Mannes erblickte, der noch vor wenigen Jahren die kleinste und ärmlichste Hütte im Dörfchen bewohnt hatte.

„Ja ja," murmelte er vor sich hin, „wer so viel Geld für solche äußerliche Dinge verschwendet, der kann freilich nichts für seine armen Mitbürger übrig haben! Und doch, lieber Walther — Ihre Hütte am Tannenwalde drüben war mir lieber, in ihr fühlte ich mich wohler und heimischer als hier!"

Walther lächelte traurig. „Mir geht es nicht besser," sagte er. „Kaum vor einer Stunde bin ich aus der kleinen, lieben Hütte herüber gekommen, und dort war mir wohl, während ich hier nicht von Herzen froh sein kann. Wenn Sie mich doch einmal dort besuchen wollten, Günther! Da wollten wir recht vertraulich mit einander plaudern, wie in alten Zeiten! Ich habe die Hütte recht hübsch einrichten lassen — freilich so prächtig nicht, wie die Zimmer hier, aber doch recht freundlich und gemüthlich!"

„Aber der alte Webstuhl ist wohl verschwunden daraus?“ fragte Günther. „Der hat wohl einem Sopha oder solch' einem Möbel Platz machen müssen?“

„Nein, Günther, das nicht!“ entgegnete Walther eifrig. „Der Webstuhl steht noch an seiner alten Stelle, und so lange ich lebe, soll er mir nicht vom Platze kommen. Manche Stunde sitze ich vor ihm und lasse das Schiffchen hin und wieder fliegen, um nicht aus der Uebung zu kommen und mich der vergangenen Zeit, der Zeit der Armuth und Dürftigkeit, zu erinnern. Nein, Günther, mich wenigstens hat der Reichthum nicht so geblendet, daß ich nicht in die Vergangenheit zurückschauen könnte. Ich thu' es oft, Günther, und glauben Sie mir, nicht ohne Wehmuth!“

Günther ergriff die Hand Walther's und drückte sie mit warmer Herzlichkeit. „Ja, ja, ich weiß, Sie sind ein wackerer, junger Mann,“ sagte er, „und es würde wohl Manches anders und besser sein, wenn Ihr Vater mehr auf Sie hörte, als auf die Stimme der Habsucht in seinem Innern! Aber Sie sind sein Sohn und darum will ich ihn nicht anklagen! Sehen Sie nicht so betrübt aus, lieber Herr! Mit Gottes Hülfe kann es ja noch besser werden. Ihr Vater war kein schlimmer Mann, als er noch mit der Armuth kämpfte — er wird sich schon wieder besinnen, denk' ich!“

„Gott gebe es!“ entgegnete Walther leise und seufzte. „Da höre ich ihn kommen! Haben Sie Geheimes mit ihm zu reden, Günther? Dann will ich Sie verlassen.“

„Nein, nein, bleiben Sie nur hier!“ antwortete Günther. „Was ich zu sagen habe, mag meinetwegen die ganze Welt hören! Gott wolle nur Ihres Vaters Herz rühren, damit ich nicht vergeblich zu ihm spreche.“

In diesem Augenblicke trat Martin mit verdrießlichem Gesichte herein, und grüßte Günther mit hochmüthigem Kopfnicken. „Nun, Nachbar, was bringt Ihr mir Gutes?“ sagte er. „Ich hoffe, Ihr werdet angenehme Nachrichten für mich haben, denn um nichts und wieder nichts lass' ich mich nicht gern stören, wenn ich in meinem Geschäfte bin.“

„Mein Anliegen ist bald gesagt," erwiederte Günther ruhig auf den unhöflichen Empfang — „ich wollte nur ein paar Worte über den armen Mann, den Stephan Hildebrand, mit Ihnen reden! Es geht ihm schlecht, dem armen Burschen — seit Wochen bettlägerig, fünf kleine Kinder, die Frau nicht im Stande, nur das Nothwendigste herbeizuschaffen, obgleich das gute Weib von früh Morgens bis spät in die Nacht hinein arbeitet — Herr Martin, da meine ich, müßten Sie schon einmal ein Uebriges thun! Hildebrand ist einer Ihrer besten Arbeiter gewesen, so lange er gesund war! Geben Sie ihm einen Vorschuß, und ich stehe dafür ein, daß er redlich das Empfangene durch seiner Hände Arbeit zurückerstatten wird, sobald er wieder gesund ist und wieder arbeiten kann."

Herr Martin runzelte die Stirn, schüttelte mit dem Kopfe, schob beide Hände in seine Hosentaschen und erwiederte: „Den Weg hättet Ihr Euch sparen können, Nachbar! Macht die Leute nur faul und nachlässig! Wird nichts! Thut mir leid, der Hildebrand; war ein fleißiger Arbeiter, gar nicht zu läugnen, hat aber auch allezeit pünktlich seinen Lohn empfangen. Kann ihm nicht helfen, kann seinetwegen nicht von meinen Grundsätzen abweichen! Gebe keinen Vorschuß, Günther, nimmermehr! Wo sollte das hinaus? Würde am Ende Jeder kommen und Vorschuß verlangen, wenn er einmal den Schnupfen oder Lust zum Faullenzen hat! Geht nicht, geht durchaus nicht! Und hättet das wissen sollen, Günther! Hättet mich nicht stören sollen um solcher Lumperei willen!"

Günther blickte traurig vor sich nieder und schwieg, mit sich selbst kämpfend, ein Weilchen still. Dann, ohne seine innere Entrüstung merken zu lassen, erwiederte er: „Herr Martin, nennen Sie das eine Lumperei, wenn eine rechtschaffene, treue, fleißige Familie am Rande des Abgrundes steht und Gefahr läuft, in Hunger und Elend umkommen zu müssen? Folgen Sie mir in Hildebrand's Hütte und sehen Sie selbst den Jammer, den ich mit blutendem Herzen gesehen habe, mit blutendem Herzen, weil ich zu arm bin, da Hülfe zu schaffen, wo Sie so leicht helfen

können! Ja, ich war dort und brachte das Scherflein, das ich meiner Armuth abringen konnte! Der arme, unglückliche Hildebrand lag auf einer Laubschütte, nur nothdürftig mit Lumpen bedeckt, und das Fieber schüttelte ihn zum Erbarmen! Sein gutes, treues, fleißiges Weib hatte den Kopf des Kranken auf ihren Knieen und sprach ihm Trost zu, während ihm die hellen Thränen des Kummers über die blassen, eingefallenen Wangen rannen! Die fünf Kinder hatten sich hinter den Ofen gekauert, in dem ein nothdürftiges Feuerchen brannte, und weinten still vor Hunger und Kälte! Ein Anblick war es, der ein Herz von Stein gerührt hätte, und wenn Sie ihn sähen, Herr Martin, auch Ihr Herz würde gerührt werden dadurch! Das ist nicht eine Lumperei, sondern der Gipfel alles menschlichen Elends ist es, und Sie, wenn Sie menschlich sein wollen, müssen Hülfe bringen, denn Sie können es, da sie reich sind!"

„Muß ich?" fragte Herr Martin gereizt — „das will ich doch abwarten! Wer kann mich zwingen? Das fehlt noch, daß ich mein Bischen Hab und Gut an alle Welt verschleudern sollte! Würde dann bald alle werden! Kein Wort mehr, Günther! Ich will nichts mehr hören! Die Frau war schon heute früh hier und hat mir die Ohren voll geheult! Laßt mich in Ruhe! Ich thue meine Pflicht und zahle jedem Arbeiter den ihm gebührenden Lohn aus — mehr aber kann Niemand von mir verlangen! Versteht Ihr wohl, Günther? Ich will nichts mehr von der Geschichte da hören!"

Günther schwieg auch jetzt wieder ein Weilchen, aber er richtete sich stramm in die Höhe und maß Herrn Martin mit flammenden Augen, mit Blicken, die ihm wie Dolchstiche in die Seele drangen. Dann sagte er mit tiefer Stimme: „Martin, Ihr sollt von der Geschichte da, wie Ihr das Elend der armen Hildebrand's nennt, kein Wort mehr hören, und es soll ihnen doch geholfen werden, und müßte ich selber meine arme Hütte verkaufen — aber hören sollt Ihr, was Ihr einmal vor Jahren zu mir sagtet, vor Jahren, als Ihr arm waret, wie jetzt der arme Hilde-

brand, als Eure Frau krank war, wie jetzt der kranke Hildebrand, als Ihr aus der Stadt heimgekehrt waret, um Herrn Volkmar um einen Vorschuß zu bitten und abgewiesen waret, wie ich jetzt von Euch abgewiesen bin! Damals kam ich noch spät am Abend zu Euch, um meine geringe Habe mit Euch zu theilen, und damals schaltet Ihr auch Herrn Volkmar und verwünschtet ihn, weil er Euch schnöde und ohne Hülfe aus seinem Hause gewiesen hatte! Damals, als ich Euch bat, Ihr möchtet Euch mäßigen, als ich Euch sagte, daß Gold hart macht, damals erwiedertet Ihr mir, und dessen ist Euer einziger Sohn hier Zeuge, damals erwiedertet Ihr mir: „Wenn ich reich würde, dann solltet Ihr einmal sehen, wie ich meinen Reichthum mit denen theilen würde, die arm sind! Da wollte ich gewiß nicht vergessen, wie viele Noth ich geduldet habe, und wie herbe diese Noth mich gedrückt hat! Ich würde nicht so handeln, wie Herr Volkmar, ich würde nicht vergessen, was es heißen will, seine Brodrinde mit Thränen zu essen!“ So sprachet Ihr, Martin! Und siehe, jetzt seid Ihr reich geworden, und habt Eure Noth vergessen, und seid unbarmherziger, als jener Mann, dem Ihr Böses wünschtet, weil er damals sprach und handelte, wie Ihr jetzt sprecht und handelt! Ich gehe — Ihr aber vergeßt nicht: „Gott wird Euch richten nach Euren Werken!“

Martin stand betroffen und beschämt da, während Günther zu ihm sprach, und vermochte seine Augen nicht vom Boden zu erheben. Sein Gewissen schlug ihm und einen Augenblick wallte es in seinem Herzen auf, wie Reue über das Geschehene! Aber dieser Augenblick ging rasch vorüber und andere Gefühle gewannen Raum in ihm. Es ärgerte und ergrimmte ihn, daß der arme Günther ihn, den reichen Martin, gewissermaßen zur Rede stellte, und dieser Aerger kam ihm sehr gelegen, um dahinter seine Beschämung zu verstecken.

„Ihr seid ein unverschämter Mensch!“ rief er Günther zu. „Fort mit Euch aus meinem Hause, und hütet Euch, mir je wieder zu nahe zu kommen! Das wäre mir recht,

mich mit allem Bettelvolke herum zu ärgern! Fort, und laßt Euch nie wieder hier blicken!"

„Vater, o Vater! Bedenke, es ist der brave Günther, zu dem du so sprichst!" rief Walther schmerzlich aus.

„Ja freilich," nahm Günther das Wort, „derselbe Günther ist's, zu dem dein Vater damals sagte, er wolle ihm nie den Freundschaftsdienst vergessen, der ihm zur Zeit der Noth geleistet worden! Jetzt hat er's vergessen, und ich sehe alle Tage mehr: „Worte sind Wind!" Gott behüte Sie, lieber junger Herr, und Ihrem Vater — nun, dem möge Gott helfen, daß er wieder ein guter Mensch werde! Und somit Gott befohlen! Mich seht Ihr an dieser Stelle nicht wieder!"

Günther öffnete rasch die Thür und entfernte sich ruhigen, stolzen Schrittes.

„Ruf' ihn zurück, Vater! Ruf' ihn zurück!" bat Walther flehentlich, mit Thränen in den Augen. „Laß diesen wackeren, braven Mann, den besten im Dorfe, nicht so von dir gehen, Vater!"

Martin schüttelte unwillig und mit finsterem Blicke den Kopf. „Schweig!" sagte er — „der Kerl ist ein Unverschämter! Läßt er sich wieder hier sehen, so lass' ich ihn zum Hause hinaus werfen!"

Walther bedeckte sein Gesicht mit den Händen und schluchzte laut. Dann richtete er sich plötzlich in die Höhe, eilte zur Thür hinaus, stürmte die Treppe hinunter und rannte auf die Straße. „Günther!" schrie er — „Günther!"

„Hier!" antwortete eine Stimme.

Unbedeckten Hauptes lief Walther nach der Richtung hin, aus welcher die Stimme erschollen war, und befand sich wenige Augenblicke später an Günther's Seite.

„Kommt!" sagte er in großer Aufregung — „kommt, Günther, ich werde Euch zu den armen Hildebrand's begleiten. Ihnen muß geholfen werden — hier nehmt meine Uhr, Günther, und diesen Ring, und das Wenige, was meine Börse enthält! Nur schnell, Günther! Verkauft Alles! Und dann wollen wir den armen Hildenbrand in mein Häuschen am Tannenwalde schaffen — das ist warm

und reinlich und bequem, und ein sauberes weiches Bett steht auch darin! Die Frau kann ihn begleiten, und für die Kinder wollen wir dann schon Sorge tragen! Kommt, lieber Günther! Jeder Augenblick ist ein Gewinn für die armen Leute!“

„Wackerer, wackerer Knabe!“ rief Günther aus und umarmte Walther, um ihn herzlich auf den Mund zu küssen und an seine Brust zu drücken — „ja, ja, du gehörst nicht zu jenen Reichen, von welchen der Herr sagt, daß eher ein Kameel durch ein Nadelöhr ginge, denn daß sie das Himmelreich erwürben! Dich wird der Herr segnen allezeit, wie ich dich segne aus Herzensgrunde! Ja, komm mein lieber Knabe, komm und freue dich deiner guten That, die bekümmerten Herzen Freudenthränen ent locken wird. Sieh, dies und nichts Anderes habe ich auch von dir erwartet. Komm, und freue dich über die Freude der Armen, die du aus großer Noth errettest!“

Günther ergriff Walther's Arm und führte ihn zu der Hütte Hildebrand's, welche zum Glück nicht weit vom Häuschen am Tannenwalde entfernt lag. Unterwegs trat Günther rasch in einen Bäckerladen, wo er für einen Theil des Geldes, das er von Walther empfangen hatte, Brod einkaufte. Dann ging es hurtig weiter in die niedere Hütte des armen Kranken. Alles war dort, wie Günther es beschrieben hatte. Die Kinder schluchzend, die Frau aufgelöst in Kummer, der Mann verzweifelnd auf dem elenden Blätterlager. Aber als Günther und Walther hereintraten, als Günther das Brod unter die hungernden Kleinen vertheilte, als er ihnen mit kurzen Worten erzählte, daß der Vater in Walther's Häuschen gebracht und dort wohl verpflegt werden sollte, damit er sich bald wieder der Gesundheit erfreuen könne, bis der Vater selbst wieder im Stande sei, die Seinigen zu ernähren, als er dies erzählte und Walther Alles bestätigte, da jubelten die Kinder laut, da weinte die Mutter die höchsten Freudenthränen, da faltete der Vater die abgezehrten Hände und schaute mit einem so dankbaren, so glückseligen Blicke zum Himmel auf, daß dem edlen Walther selber das Herz in

Freude überwallte und er eine Thräne der Rührung nicht zurück zu drängen vermochte. Günther aber flüsterte ihm mit leuchtenden Augen in's Ohr: „Siehe da, Knabe, den Segen des Reichthums; siehe da die Macht des Goldes, welche Kummer in Freude, welche Gram in Entzücken mit einem Schlage zu verwandeln vermag! Solche Macht, möchtest du sie immer üben, und möchte sie dir immer zu Gebote stehen! Welche Fülle von Glück entbehrt dein Vater, weil er es verschmäht, diese Macht des Goldes kennen zu lernen!"

Walther drückte mit Wärme Günther's Hand und erwiederte leise: „Wenn er hier stände an meiner Stelle, wenn er gesehen hätte, was ich sah — erst den Jammer und dann das Glück — er würde anders handeln! Hoffen wir, daß der Himmel sein Herz erweichen werde! Ach, all' sein Gold, es wiegt ja nicht Eine Thräne auf, wie sie in Freude geweint ist von den erst noch Betrübten!"

Noch am selbigen Abende wurde der kranke Hildebrand in Walther's Hütte getragen, wohin seine Frau ihm folgte. Die Kinder nahm Günther in seine Obhut. Als Martin erfuhr, was sein Sohn an den Armen gethan, grollte er zwar, aber er machte Walher keinen Vorwurf. Diesem gehörte ja doch die Hütte, und er konnte damit thun, was ihm gut dünkte. Nur ein paar Worte murmelte er von thörichter Verschwendung und übel angebrachter Mildthätigkeit; aber Walther that, als ob er sie nicht hörte und ließ nicht nach in seinem guten Werke, bis Hildebrand's Gesundheit vollkommen wieder hergestellt war und er arbeiten konnte, wie zuvor. Ring, Uhr, Geld und alle seine übrigen Kostbarkeiten besaß er zwar nicht mehr, denn Alles hatte er für die armen Hildebrand's opfern müssen, aber so reich war er an stillem Glück und innerer Zufriedenheit, daß er dieses Gefühl nicht für jene äußeren Güter hätte vertauschen mögen.

Und wie ihn die armen Hildebrands, die er gerettet hatte, liebten! Wie die Kinder jubelten und ihm entgegen liefen, wenn sie ihn von fern erblickten! Wie der redliche Arbeiter dankbar und innig ihn anblickte, wenn er ihm be-

gegnete! Und wie alle Leute im Dorfe ihn so freundlich grüßten und so gutmüthig und treuherzig ihn anlachten — das war wohl größerer Opfer werth, als die Walther gebracht hatte, und keinen Augenblick bereute er, was er gethan. Nur das bekümmerte ihn, daß er seinen Vater nicht bewegen konnte, von seiner Härte und seinem Geize zu lassen. Die Macht des Goldes, die demselben zu Gebote stand, wie sehr hätte sie das Glück, die Zufriedenheit, den Wohlstand der Einwohner des Dörfchens erhöhen können. Aber diese gute Macht wollte Martin nicht kennen lernen — über ihn hatten nur die finsteren Mächte des Goldes Gewalt.

Fünftes Kapitel.

Der Herr wird dich mit Blindheit schlagen.

5. Mos. 28, 28.

Je reicher Martin wurde, desto größer wurde auch seine Habsucht, desto emsiger scharrte er das Geld zusammen, desto ängstlicher bewachte er seine Schätze und desto höher stieg auch sein Geiz, der keinem Andern, und kaum sich selber, einen Genuß, selbst den unschuldigsten nicht, vergönnte. Sogar im eigenen Hause ward Martin knickrig und geizig, und fast hatte er, den äußeren Glanz abgerechnet, früher in seiner Hütte am Tannenwald behaglicher und reicher gelebt, als jetzt in seinem schönen großen Hause. Nur, wo er einen Gewinn hoffte, streute er das Geld mit vollen Händen aus, und freute sich bei seiner schmutzigen Habsucht wie ein Kind, wenn es mit Zinsen in seine reich gefüllten Kasten zurückkehrte.

Da geschah es eines Tages, daß eine stattliche Karosse, mit zwei feurigen Schimmeln bespannt, durch das Dorf einher brauste und vor seinem Hause still hielt. Verwundert streckte er den Kopf aus dem Fenster, und noch verwunderter schaute er drein, als er in dem Gaste, der ihn zu besuchen kam, den reichen Fabrikanten aus der Stadt, Herrn Volkmar, seinen ehemaligen Brodherrn, erkannte. Manches Jahr war vergangen seit dem Tage, wo Herr Volkmar ihn schnöde abgewiesen hatte, als er in seiner Noth um einen Vorschuß gebeten, aber der Groll, den er damals gegen Herrn Volkmar empfunden, war durch die Länge der Zeit nicht geringer geworden. Im ersten Augenblick wollte er den Besuch gar nicht annehmen, sondern seinem vormaligen Herrn eben so schnöde die Thür weisen, wie dieser ihm gethan; aber als er den ungemein freundlichen,

fast demüthigen Gruß bemerkte, den Herr Volkmar mit der ausgesuchtesten Höflichkeit ihm zuwinkte, da besann er sich eines Andern und zog es vor, sich dem Manne, der ihn in seiner Erniedrigung gesehen, nun auch im Glanze des Reichthums zu zeigen. Er gab Befehl, Herrn Volkmar in das am kostbarsten ausgeschmückte Zimmer zu führen, ließ ihn dort eine gute Weile harren, um ihm zu zeigen, daß er nicht mehr der arme gehorsame Martin sei, der früher der abhängige Diener seines jetzigen Gastes gewesen war, sondern der reiche Herr Martin, der sich, was Geld und Gut anbetraf, täglich an die Seite des einstigen Herrn stellen konnte. Nachdem er ihn lange genug hatte warten lassen, kam endlich Martin, mit dem ganzen aufgeblasenen Stolze eines reichen Emporkömmlings angethan, warf sich gewaltig in die Brust, und fragte nach kurzem, hochmüthigem Kopfnicken, was dem Herrn Volkmar zu Diensten stände? Herr Volkmar ergriff mit dem freundlichsten Gesicht von der Welt die Hand Martin's, drückte und schüttelte sie mit der größesten Herzlichkeit, wünschte Martin tausendfaches Glück zu seinen verbesserten Umständen, und versicherte ihn der allerinnigsten Freundschaft und Liebe, die er schon in früherer Zeit für ihn empfunden habe, wo an die jetzigen Verhältnisse noch gar nicht zu denken gewesen sei. Das Alles sprudelte Herr Volkmar so rasch und hastig über die lächelnden Lippen, daß Martin ganz verdutzt wurde und ihn ohne Unterbrechung ausreden lassen mußte. Nur, als Herr Volkmar von der großen Liebe und Freundschaft sprach, die er von jeher empfunden haben wollte, da wurde ihm das Ding doch zu arg und er sagte barsch: „Herr, das ist nicht wahr! Denn Sie haben mich wie einen Hund, und nicht wie einen Menschen behandelt! Wenn Sie es auch vergessen hätten, ich hab' es nicht vergessen, und darum muß ich mich doch sehr wundern, daß Sie mich hier in meinem Hause besuchen, nachdem Sie mir in dem Ihrigen die Thür gewiesen haben!"

„Unglücklicher Irrthum, mein bester Herr Martin!" versicherte Herr Volkmar mit dem lebhaftesten Eifer —

„ein ganz unglücklicher Irrthum, das schwör' ich Ihnen! Sie, der Sie jetzt ein größerer Fabrikant sind, als ich jemals war, Sie wissen ja, wie voll man oft den Kopf von seinen Geschäften hat! Nun, und gerade an dem Tage, wo sie mir die Freude machten, mich zu besuchen, gerade da hatte ich solchen argen Verdruß gehabt — hätte Sie wahrlich ganz anders aufgenommen, wenn das nicht gewesen wäre! Glauben Sie mir, es hat mir später in der Seele weh gethan, und oft sagte ich zu meinen Leuten: Sobald der brave, ehrliche, fleißige, wackere Martin wiederkommmt, führt Ihr ihn auf der Stelle zu mir, damit ich ihm meine Grobheit abbitten kann — ja, das sagte ich, Sie können sich darnach erkundigen; aber Sie kamen nicht wieder, und nachher die reiche Erbschaft aus Calcutta, da war es denn ganz natürlich, daß wir zu keiner Verständigung kommen konnten! Ja, mein bester Herr Martin, hundert Mal war ich schon auf dem Wege hierher, um Sie demüthigst und reuevollst um Verzeihung zu bitten, aber wirklich, ich wagte es nicht, weil ich wohl einsah, wie groß meine Beleidigung gewesen war! Könnten Sie mir doch trotzdem das Geschehene vergeben! Sie würden mich dadurch ungemein glücklich machen, vortrefflicher Mann! Ja, ja, üben Sie die Tugend eines ächten Christen, und decken Sie den Mantel der Liebe über das Vergangene! Vielleicht, vielleicht wäre ich im Stande, einigermaßen durch einen wohlgemeinten Dienst jetzt wieder gut zu machen, was ich damals mir gegen Sie zu Schulden kommen ließ! Wenn Sie mich doch geneigtest anhören wollten!"

Herr Volkmar sprach so süß und sanft und schmeichlerisch! Wie Honigseim flossen die Worte von seinen Lippen, und Martin, der sich darauf gefaßt gemacht hatte, den früheren kurzen und barschen Ton von Herrn Volkmar zu vernehmen, traute seinen Ohren kaum, und fühlte all' seinen Groll aus der Seele verschwinden. Wer hätte da auch widerstehen können — solchen Worten, solchen Mienen, so zerknirscht und demüthig, solchen Blicken, so flehend und voll Reue! Herr Martin glaubte sogar eine Thräne in den Augen des früher so stolzen Mannes blinken zu

sehen, und nun vermochte er in der That nicht länger seine kalte Zurückhaltung beizubehalten. Die Eisrinde schmolz von seinem Herzen und mit herablassender Milde sagte er:

„Nun, nun, Herr Volkmar, das Ding ist ja so schlimm am Ende nicht, und da ich sehe, daß Sie es damals nicht so böse gemeint haben, so wollen wir vergessen und vergeben, und es sei von jener Sache nicht mehr die Rede zwischen uns. Auch haben sich die Zeiten und die Umstände verändert, und ich meine, wenn ich heute bei Ihnen anklopfe, werden Sie mich wohl nicht zur Thür hinaus werfen!"

„O, mein Himmel, welcher Gedanke!" rief Herr Volkmar mit einer Geberde des Abscheu's, welche dem reichen Martin ungemein schmeichelhaft vorkam — „auf den Händen würd' ich Sie tragen, mein theurer Herr! Ja, ja, auf den Händen! Ich, mein ganzes Haus, Alles, was ich habe und bin, steht Ihnen ganz und ohne Rückhalt zu Gebot! Gewiß, ich hoffe, Sie werden mich, was dies anbetrifft, auf die Probe stellen, und bald werden Sie inne werden, daß Sie auf der ganzen Welt keinen treueren und wohlmeinenderen Freund finden können, als mich! Ja, auf der Stelle kann ich Ihnen davon den Beweis geben, denn, mein bester Herr, ich bin nicht so ganz ohne alle Absicht in Ihr Haus gekommen! Nein, nein, das hätte ich nicht gewagt, wenn ich nicht so einen kleinen, allerliebsten Rückhalt gehabt hätte, der mir, so hoffe ich ganz zuversichtlich, wohl ein freundliches Lächeln von Ihnen eintragen wird!"

„Was der tausend!" sagte Martin und horchte auf — „nun, was haben Sie denn?"

„Ein hübsches Geschäftchen!" entgegnete Volkmar leise und geheimnißvoll, und warf einen vorsichtigen Blick im Gemache umher, wie um sich zu überzeugen, daß auch kein unberufener Zuhörer zugegen sei — „ein hübsches, prächtiges Geschäftchen — aber davon müssen wir ganz allein reden — darf Niemand Wind davon bekommen — wäre gefährlich — könnte uns dicht vor der Nase weggeschnappt

werden — ja, mein bester Herr! Ganz allein müssen wir sein!"

„Nun, das wären wir ja," erwiederte Martin — „hier ist Niemand und hört uns Niemand!"

Volkmar warf einen bedeutenden Blick in eine Fensternische. „Dort!" sagte er leise.

„Ach, der! Das ist nur mein Sohn, vor ihm brauchen Sie keine Scheu zu haben!" entgegnete Martin.

„Ah, der Herr Sohn!" rief Volkmar aus. „Freut mich, ihn kennen zu lernen — bitte, stellen Sie mich vor, mein theurer Herr Martin! Freut mich ungemein, in der That!"

Wie ein Stoßvogel schoß er auf Walther zu, der bis jetzt kaum auf das Gespräch der beiden Männer hingehorcht hatte, weil er sich von der kriechenden, speichelleckerischen Höflichkeit Herrn Volkmar's unangenehm berührt fühlte. Er erwiederte auf dessen übermäßig freundliche Anrede auch jetzt nur einige kalte, kurze Worte, und war herzlich froh, als sein Vater ihn gleich darauf von dem zudringlichen Gaste wieder befreite, vor dem er einen innerlichen, unbesiegbaren Widerwillen empfand.

„Dieser Mann," dachte er, „hat meinen Vater gröblich mißhandelt, so lange derselbe arm war, und jetzt, wo er reich geworden ist, kriecht er vor ihm im Staube und schmeichelt ihm auf die frechste Weise in's Angesicht. Nur die Macht des Goldes ist es, vor der er sich beugt, nur das Gold ist es, dem er huldigt, dem er heuchlerisch Freundschaft und Liebe schwört! Ihm gilt der schlechte Mann, wenn er nur reich ist, mehr, als der brave, der mit Armuth kämpft! Mit solchem Menschen möchte ich nichts zu schaffen haben!"

So dachte Walther; aber sein Vater war anderer Meinung. Dieser fühlte sich wirklich geschmeichelt durch Volkmar's Versicherungen von Hochschätzung, Freundschaft und Ergebenheit, und es fiel ihm nicht ein, daß alle diese Versicherungen nicht ihm, sondern allein seinem Golde galten. Mit gierigen Zügen sog er den Weihrauch ein, welchen sein vormaliger Herr ihm opferte, und dieser Weih=

rauch betäubte ihn doppelt, gerade, weil es sein vormaliger Herr war, der ihm denselben spendete. Der schlaue Volkmar bemerkte den Eindruck wohl, den er durch seine schönen Worte und süßen Redensarten hervorgebracht hatte, und säumte nicht, denselben für seine Zwecke und Absichten zu benutzen.

„Ja, mein bester, theuerster Freund,“ sagte er und drückte mit lebhafter Wärme Martin's beide Hände, die er ergriffen hatte, — „ja, ein besonderes Geschäft führt mich zu Ihnen, das meine früheren Vergehen gegen Sie gut machen, und mich ganz und gar mit Ihnen aussöhnen soll! Ich hätte es auch mit A. und B. und C. in der Stadt machen können, und Alle würden mit tausend Freuden darauf eingegangen sein — aber nein — ich dachte an meinen wackeren, vortrefflichen Martin und sagte zu mir selbst: Diesen braven Mann hast du einst, freilich unvorsichtig und ohne es zu wollen, schwer beleidigt, und diese Beleidigung muß gut gemacht werden! Jetzt kannst du sie gut machen, und jetzt wirst du sie gut machen! Das sagte ich zu mir selbst, ließ ohne Verzug meinen Wagen anspannen, setzte mich hinein, fuhr im Galopp herüber, und — da bin ich!“

„Alles schön und gut, mein vortrefflicher Freund,“ entgegnete Martin, „nicht den mindesten Groll hege ich mehr gegen Sie, aber nun sagen Sie auch, um was es sich handelt! Ich brenne vor Verlangen, Ihre Vorschläge zu hören! Was ist es für ein Geschäft? Was ist dabei zu gewinnen? Nun? Geschwind!“

Volkmar lächelte geheimnißvoll, rieb sich die Hände, zwinkerte mit den Augen, brachte seinen Mund dicht an Martin's Ohr, und flüsterte leise: „Was sagen Sie, Freund, zu hundert — tausend — Thaler reinem Gewinn? He?“

Martin fuhr auf und machte große Augen, so groß, wie ein Teller beinahe, und wiederholte langsam und mit abgebrochener Stimme: „Hun — dert — tausend Tha — ler! Nicht möglich!“

„Nicht möglich? Sage Ihnen, gewiß, liebwerthester, verehrter Freund!“ entgegnete Volkmar. „Gewinn so sicher,

wie zwei mal drei sechs ist! Kann gar nicht fehlen, sag' ich Ihnen! Ist in sechs Monaten gemacht, die ganze Geschichte, und hunderttausend Thaler reiner Gewinn! Nun, Freundchen, ist das ein Freundschaftsstückchen vom alten Volkmar? Macht das wieder gut, was der alte Volkmar Ihnen unabsichtlich zu Leide gethan? Oder wie, hegen Sie noch Groll gegen mich? Nun?"

Martin war wie betäubt. Die ungeheure Summe, welche Volkmar ausgesprochen, hatte ihn schwindeln gemacht. „Nicht möglich!" murmelte er, mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder schreitend — „nicht möglich! Hunderttausend Thaler in sechs Monaten! Ganz und gar unmöglich! Herr Volkmar, Sie wollen mich zum Narren haben, vermuth' ich! Aber, Herr, dergleichen Spaß versteh' ich unrecht!"

„Ereifern Sie sich nicht, Freundchen!" erwiederte Volkmar und rieb sich höchst vergnügt die Hände — „ereifern Sie sich nicht! Ruhig Blut, lieber Mann! Das gehört zu allen Geschäften! Sage Ihnen, was wahr ist, und keinen Laut mehr!"

„Aber, Herr, warum machen Sie denn das Geschäft nicht allein?" rief Martin mißtrauisch aus und maß seinen ehemaligen Brodherrn von der Seite. Wer solchen Fang machen kann, der pflegt ihn nicht mit andern Leuten zu theilen!"

„Ganz richtig, verehrtester Freund!" entgegnete Volkmar — „würde ihn, die Wahrheit zu gestehen, auch nicht theilen, sondern hübsch Alles für mich behalten, wenn die Sache nicht einen Haken hätte, einen gewaltigen Haken! Setzen Sie sich nun daher, will Ihnen mittheilen, was für ein Haken das ist, und Sie werden dann selber einsehen, weshalb ich zu Ihnen komme!"

Martin stutzte wieder, als er von dem Haken hörte, und von Neuem kam es mit großer Angst über ihn, daß an der ganzen Geschichte nichts sein möge und Volkmar nur einen albernen Scherz mit ihm treiben wolle. Doch setzte er sich nieder, und harrte mit gespannter Erwartung der versprochenen Erzählungen. Seine Habgier war auf's

Höchste aufgeregt, der hunderttausend Thaler-Gewinn funkelte ihm vor den Augen, machte ihn völlig blind, und kaum vermochte er so viel Gewalt über sich zu gewinnen, um seinen neuen Freund mit dem äußerlichen Anschein von Ruhe anzuhören. In seinem Innern aber stürmte es, und seine heftige Leidenschaft, die Geldgier, hatte alle Zügel zerrissen. Herr Volkmar sah mit Freuden die gewaltige Aufregung Martin's und begann nun, diesem mit halblauter Stimme den Plan auseinander zu setzen, der einen so mächtig großen Gewinn abwerfen sollte.

„Vor allen Dingen," sagte er, „gehört Geld dazu, viel Geld, sehr viel Geld! Denn Sie können sich wohl denken, mein verehrter und hochgeschätzter Freund, daß zum Mäusefangen Speck nothwendig ist. Nun, und das ist denn auch der Haken, von dem ich gesprochen habe. Mein ganzes Vermögen reicht eben nur zur Hälfte hin, das Geschäft zu betreiben, und deshalb mußte ich mich nach einem Compagnon umsehen, der wenigstens eben so viel als ich selber einlegen kann. Gar keine Frage, wäre ich in der Stadt zu A. oder B. oder C. gegangen, sie hätten mit beiden Händen zugegriffen, aber das wollte ich nicht, wollte es zu allererst mit Ihnen, mein bester Martin, versuchen, wollte, um gemein zu reden, zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, wollte meinen alten Fehler gut machen, und zugleich einen tüchtigen, einsichtsvollen, grundgescheuten Compagnon an Ihnen gewinnen. Mein Freund A. ist zu ängstlich, zögert zu lange; mein Freund B. zu — nehmen Sie mir's nicht übel, bester Martin — aber ist wirklich zu dumm, hat nicht den Geist, wie Sie, mit scharfem Blick alle Verhältnisse im Nu zu durchschauen — und mein Freund C. endlich — nun, mit dem ginge es schon und werde ich auch mit ihm einig werden, wenn Sie keine Lust zu dem Geschäftchen haben sollten — wollte aber doch vor Allem bei Ihnen anfragen, wollte vor Allem Ihre Meinung hören, weil ich eben noch aus früherer Zeit her in Ihrer Schuld bin. Da bin ich nun, will Ihnen meinen ganzen Plan aufdecken, und verlasse mich darauf, daß Sie als ehrenhafter, rechtschaffener, braver Mann keinen

Gebrauch davon machen werden, wenn wider alles Erwarten aus unserer Compagnieschaft nichts werden sollte. Wollen Sie mir das versprechen, mein lieber Martin?"

„Versteht sich!" antwortete dieser hastig. „Aber nun sprechen Sie auch endlich. Wie viel Geld gehört dazu? Wann müssen Sie's haben? Und um was handelt sich's eigentlich? Machen Sie mich nicht ungeduldig, Herr!"

„Sollen Alles wissen, sogleich, mein lieber Herr Martin," sagte Volkmar. „Nur erst die eine Frage noch: Können Sie binnen drei Tagen vierzigtausend Thaler baares Geld zur Stelle schaffen?"

„Ja, ohne Weiteres — sechszigtausend, wenn's sein muß!" entgegnete Martin.

„Nun, das ist prächtig, ganz prächtig, mein lieber Herr!" rief Volkmar voller Freuden aus, und zog ein Packet Papiere aus der Tasche. „Da sehen Sie," fuhr er fort — „hier habe ich Papiere, vollgültige, gute Papiere über den gleichen Betrag mitgebracht, die Sie zu Ihrer Sicherheit behalten sollen, wenn wir uns über das Geschäft einigen, so daß Sie in keiner Weise Gefahr laufen können, um das Ihrige betrogen zu werden — und nun will ich Ihnen auch meinen Plan auseinandersetzen!"

Mit halblauter Stimme, so daß selbst Walther, der sich mit im Zimmer befand, nicht ganz deutlich hören konnte, um was es sich handelte, erörterte nun Herr Volkmar die Einzelnheiten seiner Spekulation, die dem aufmerksam lauschenden Martin so sicher, so unfehlbar schien, daß er endlich, ganz außer sich vor Freuden, aufsprang und dem neuen Freunde um den Hals fiel.

„Herrlich! Vortrefflich!" rief er aus. „Die Sache kann gar nicht fehlschlagen, ist durchaus unmöglich, und ich sehe nun wohl, daß Sie ein wahrer Freund von mir sind, daß Sie es wirklich wohl mit mir meinen, und aufrichtig gesonnen sind, das Vergangene wieder gut zu machen. Uebermorgen, morgen, heute schon sollen Sie die vierzigtausend haben! Habe sie liegen, Mann! Bin nie ohne Geld! Brauchen nur zu sagen, wann Sie's haben wollen!"

„Ei nun," entgegnete Volkmar, der nur mit Mühe seinen innerlichen Jubel unterdrücken konnte — „bin einmal hier, und natürlich, je eher wir unser Geschäft anfangen, desto eher ziehen wir auch den Gewinn davon! Will das Geld mitnehmen, liebster Freund, wenn's Ihnen recht ist! Die Sicherheit dafür haben Sie in den Papieren da, und sehen wohl, daß ich Sie nicht betrügen kann, wenn Sie sie an sich behalten! Würde dann bei der Ankunft zu Hause auf der Stelle Vorkehrungen zur Abreise treffen — denn Sie wissen wohl, Freundchen, ist jede gewonnene Stunde zu Zeiten tausend Thaler werth — morgen mit dem Frühesten dann fort nach Paris und London, und binnen sechs Monaten von heute an haben Ihnen Ihre vierzigtausend netto hunderttausend eingebracht! Ein guter Geschäftsmann soll keine Minute versäumen, das ist meine Regel, und sie hat mir noch nie Schaden gethan!"

„Gewiß, gute Regel das!" entgegnete Martin, dem noch immer der Kopf schwindelte von den Versprechungen und herrlichen Plänen seines neuen Compagnons. „Walther geh' doch auf der Stelle hinunter und sage dem Kassirer, er solle vierzigtausend Thaler zurecht legen! Zeit gewonnen, viel gewonnen! Sie haben ganz Recht, mein lieber Herr Volkmar! Nun, Walther? Warum zögerst du noch?"

Walther zögerte allerdings. Unschlüssig stand er in der Fensternische und warf bald einen mißtrauischen Blick auf Herrn Volkmar, bald einen ängstlichen, besorgten auf seinen Vater. Ihm, dessen Seele nicht so leidenschaftlich an Geld und Gut hing, ihm war die kriechende, geschmeidige Höflichkeit des Gastes nicht nur im tiefsten Herzen zuwider gewesen, sondern es war auch, seit er so hastig auf die Ablieferung des Geldes gedrungen hatte, der Verdacht in seiner Seele aufgestiegen, daß Herr Volkmar es wohl nicht ganz so ehrlich meine, als er sich den Anschein gab. Ihn blendete der versprochene große Gewinn nicht, denn die verlockende Macht des Geldes hatte nur geringe oder gar keine Gewalt über ihn; er dürstete nicht nach vermehrtem Reichthum, wie sein Vater, der nichts

sah, als nur das Geld, das ihm so verführerisch vor die Augen gerückt worden war, und vor dessen Glanze alles Andere ihm verschwand. Walther erwiederte bittend:

„Möge es nicht besser sein, Vater, wenigstens zwei oder drei Tage, oder doch nur einen einzigen Tag zu warten und zu überlegen? Ich verstehe zwar nicht viel von kaufmännischen Geschäften, aber so viel sagt mir schon mein einfacher Verstand, daß da, wo Großes zu gewinnen, sicherlich doch auch Großes zu verlieren ist. Ueberlege dies wenigstens nur einen Tag, Vater!"

Martin blickte zögernd auf Volkmar, dessen anfangs ärgerliche Miene sich auf der Stelle und ehe noch Martin seinen Verdruß bemerkt hatte, in das allerfreundlichste Gesicht verwandelte. „Ja, ja, lieber Freund, Ihr Herr Sohn hat gar nicht Unrecht," sagte er geschmeidig — „Ueberlegung ist zu allen Dingen nothwendig, und besonders zu so wichtigen Dingen, wie die, welche wir vorhaben! Ueberlegen Sie sich's, Freundchen! Auf ein paar Tage mehr oder weniger kommt's ja nicht an, und für mich ist's eine leichte Mühe, nach einer Woche etwa wieder einmal anzufragen. Behalten Sie einstweilen meine Papiere da an sich, Ihnen vertraue ich sie mit Freuden an, da ich Sie ja kenne, und weiß, welch' ein Ehrenmann Sie sind! Ob wir die Hunderttausend dann vier Wochen später oder früher bekommen, ist ja nicht so wichtig, zu fürchten ist auch nichts bei der Verzögerung — es müßten denn, was ganz und gar nicht zu erwarten steht, plötzlich ganz andere Verhältnisse, wie Krieg oder dergleichen, eintreten. Aber daran ist ja nicht zu denken! Nein, nein, überlegen Sie sich's von allen Seiten! Ist mir selber sogar sehr lieb — kann dann noch Manches in der Stadt besorgen — und Profit kommt immer früh genug!"

Das Zaudern Volkmar's bewirkte gerade das Gegentheil von dem, was er sagte, und dies war gerade, was er beabsichtigte. Hätte er merken lassen, daß ihm große Eile am Herzen läge, so wäre Martin vielleicht stutzig geworden; so aber, wo er sich anstellte, als ob es ihm ganz gleichgültig sei, wenn er noch ein paar Tage oder eine

ganze Woche warten müsse, machte er Martin vollends ganz sicher und erpicht auf den gehofften Gewinn.

„Was gibt's da noch zu überlegen, Herr Volkmar!" sagte er. „So einfältig bin ich nicht, um nicht einzusehen, daß Ihre Berechnung vollkommen richtig ist, und was meine vierzigtausend Thaler anbetrifft, so habe ich ja hier an Ihren Dokumenten und Papieren Sicherheit genug! Flink, Walther, sorge dafür, daß die Summe sogleich bereit liegt!"

„Aber, Vater, willst du nicht wenigstens erst die Papiere . . ."

„Tausend ja, nur keinen Widerspruch mehr, oder ich gehe selbst und hole das Geld" — unterbrach Martin heftig seinen Sohn. „Du thust ja wahrhaftig, als ob Herr Volkmar darauf ausginge, mich zu betrügen, während er doch wie ein wahrer Freund an mir gehandelt hat. Nehmen Sie's dem Jungen nicht übel, Herr Volkmar! Er versteht nichts von solchen Geschäften, weil er immer andere dumme Dinge im Kopfe hat. Mit Bettelvolk geht er um wie mit vornehmen Herren, und wenn er einmal einen respektablen Mann vor sich hat, so weiß er sich nicht zu benehmen."

„Aber gut wäre es doch, wenn Sie die Papiere erst genau prüften," sagte Herr Volkmar. „Ich selbst bestehe darauf, daß es geschieht, da es ja ohnehin nicht lange aufhält."

„Nun ja, wenn Sie es nicht anders haben wollen," entgegnete Martin, und öffnete das Packet, welches er mit lauter guten Staatspapieren und dergleichen angefüllt fand, und mit Zufriedenheit wieder zusammenband. „Jetzt kannst du außer Sorge sein," sagte er zu Walther — „zögere nun aber auch nicht länger, wenn du mich nicht ernstlich böse machen willst!"

Walther, obgleich noch immer nicht ganz beruhigt, hatte doch keinen Vorwand mehr zum Bleiben, und entfernte sich, um dem Befehle des Vaters Folge zu leisten.

Herr Volkmar entschuldigte die Vorsicht des Jünglings mit der sanftesten Gutmüthigkeit und lenkte dann das

Gespräch wieder auf die Spekulation, welche er von Neuem nach allen Seiten hin beleuchtete und auf das Augenscheinlichste den davon zu hoffenden Gewinn nachwies. Martin hörte ihm mit Entzücken zu und war so ganz in die wichtigen Auseinandersetzungen seines Freundes vertieft, daß er nicht bemerkte, wie dieser mit wunderbarer Behendigkeit das Packet Dokumente und Papiere vom Tische nahm und es geschwind gegen ein anderes Packet vertauschte, das dem Ersteren in Umfang und Aussehen vollkommen gleich war. Das erstere verschwand in seiner weiten Rocktasche, und Volkmar's Augen blitzten vor höhnischer Schadenfreude, als ihm das Taschenspielerstückchen so vortrefflich gelungen war. Nicht lange darauf kehrte Walther zurück, und meldete, daß der Kassirer die gewünschte Summe in Bereitschaft habe. Volkmar nahm sie in Empfang, ließ sich außerdem noch von Martin eine Quittung über den Empfang der Dokumente und der anderen werthvollen Papiere ausstellen, packte Alles sorgfältig in den Wagen und fuhr mit Windesschnelle aus dem Dorfe hinaus der Stadt zu.

Kaum eine Stunde war er fort, so kam Günther und fragte nach Walther. Walther wurde gerufen.

„War Herr Volkmar aus der Stadt bei Ihnen?“ fragte er hastig.

„Ja wohl, vor kaum einer Stunde noch,“ erwiederte Walther. „Was ist mit ihm?“

„Nun, ich wollte Ihnen nur sagen, daß dem Mann nicht zu trauen ist,“ antwortete Günther. „Nicht Ihres Vaters wegen bringe ich Ihnen die Nachricht, denn was diesen anbetrifft, so kümmert es mich wenig, ob er reich oder arm ist — um Ihretwegen bin ich gekommen, weil Sie ein wackerer junger Mann sind, dem ich von Herzen seinen Reichthum gönne — nun, und da wollte ich Ihnen nur mittheilen, daß der saubere Herr Volkmar heute früh Bankerott gemacht, und dadurch viele Menschen um ihr Bischen Hab' und Gut gebracht. Hüten Sie sich vor ihm. Ich komme eben aus der Stadt, wo ich diese Nachrichten gehört habe, und da mir der Betrüger auf der Landstraße

begegnete und er hier zu Niemand weiter als zu Ihnen gekommen sein kann, so wollte ich Ihnen doch wenigstens einen Wink geben. Trauen Sie dem Manne nicht!“

„Dacht ich's doch!“ rief Walther erschrocken aus. „Das wird ein arger Schlag für meinen Vater sein! Zwar, die Papiere waren gut, davon habe ich mich mit meinen eigenen Augen überzeugt! Gleichwohl, ich muß ihm auf der Stelle Alles erzählen! Habt Dank, Günther, für Eure Nachrichten! Doch fürchte ich, sie sind schon zu spät gekommen!“

Walther drückte dem wackeren Manne herzlich die Hand und eilte sodann zu seinem Vater, um demselben das Vernommene mitzutheilen. Martin wurde blaß, erholte sich aber bald von seinem Schrecken.

„Was thut's?“ sagte er — „auf die hunderttausend Thaler wird freilich nicht mehr zu rechnen sein — aber die Dokumente wenigstens, sie haben wir und können also nicht um die vierzigtausend Thaler betrogen werden, die der Schelm uns abgelockt hat; der Verlust an den Papieren wird auf alle Fälle nur unbedeutend sein. Hole sie doch einmal her, Walther — in der Kasse wirst du sie finden.“

Walther brachte das Packet und sein Vater öffnete es hastig. Aber welch ein Todesschrecken durchrieselte ihn, als er anstatt der Staatspapiere nichts als lauter weiße Blätter heraus nahm. Volkmar, als er die Packete umtauschte, hatte dafür gesorgt, daß die werthvollen Papiere in seine Tasche zurück spazierten, und dem betrogenen Martin von seinen vierzigtausend Thalern nichts übrig geblieben, als ein paar Bogen Papier, wenige Pfennige an Werth.

Wie er wüthete, wie er raste, wie er sich verzweiflungsvoll die Haare ausriß, wie er mit dem Kopfe gegen die Wand rannte, und den Betrüger wie sich selbst mit schrecklichen Schimpfreden überhäufte! Wie er dann in den Wagen stieg und auf Tod und Leben hinter Volkmar her reiste, um ihn, wo möglich, noch in der Stadt zu finden, um den Betrüger zu entlarven und ihm den schnöde

erlisteten Raub wieder zu entreißen! Kam aber zu spät War der schlaue Betrüger längst über alle Berge, und wußte kein Mensch, nach welcher Richtung hin er entflohen sei. Mußte der betrogene Martin trostlos wieder nach Hause fahren und hinter seinen vierzigtausend Thälerchen drein schauen, wie ein Knabe dem Vogel, der aus dem Käfige entwischt ist und auf raschem Flügel, lustig zwitschernd, dem nahen Walde zu eilt.

Als Walther dem ehrlichen Günther von der schlau angelegten und wohl gelungenen Betrügerei erzählte, da zuckte dieser die Achseln und erwiederte: „Thut mir leid, um Ihretwillen, lieber Walther, aber Ihrem Vater ist nur geschehen, was er verdient hat! Wären ihm nicht durch Habgier die Augen verblendet gewesen, so hätte er ja sehen müssen, daß Volkmar von vornherein darauf ausging, ihn zu überlisten! Kannte ja den Mann! Wußte ja, daß er von Haus aus nicht sonderlich edelmüthig war! Hatte ja selber manches Pröbchen seiner Grobheit und Brutalität erfahren — und glaubt nun diesem Manne, läßt sich von der kriechenden Schmeichelei dieses Mannes berücken und auf der Leimruthe fangen! Da sehen Sie, Walther: Gold macht nicht allein hart, es macht auch taub und blind! Hüten Sie sich vor dieser berückenden Macht des Goldes, denn Segen werden Sie im Leben nicht davon haben!"

Walther nickte und ließ es sich gesagt sein. Uebrigens kümmerte ihn der Verlust des Geldes wenig. Sein Vater war immer noch reich genug, um verschmerzen zu können, was ihm ein schlauer Bösewicht unter den Händen weg gestohlen hatte.

Sechstes Kapitel.

Wachen nach Reichthum verzehrt den Leib.

Sirach 31, 1.

Was Walther so leicht ertrug, das war für Martin ein nicht versiegender Born von Kummer, Gram, Zorn und Verzweiflung. Er konnte den erlittenen Verlust nicht vergessen, konnte ihn sich nicht aus dem Sinne schlagen. Wie träumend ging er am Tage umher, mit stierem Blick und gerunzelter Stirn, und wenn er sich unbeobachtet glaubte, so murmelte er vor sich hin: „Welch' ein Unglück! Vierzigtausend Thaler auf einmal! Ich armer geschlagener Mann! Vierzigtausend Thaler!" — Des Nachts konnte er nicht einschlafen, wälzte sich unruhig auf den Kissen herum, stöhnte, seufzte, ächzte, jammerte laut und zerraufte sich das Haar! Wenn dann endlich Ermüdung seine Augen zudrückte, so fuhr er, ach wie oft, aus dem Schlafe mit wildem Schrei in die Höhe und rief: „Haltet ihn auf! Haltet den Betrüger fest!" und konnte nur mit Mühe wieder einschlummern! Des Morgens, wenn der goldene Strahl der Sonne ihn erweckte, so war sein erster Gedanke der an sein verlorenes Geld, und dieser Gedanke verfolgte ihn auf Schritt und Tritt, machte ihn fast unfähig zur Leitung seiner Geschäfte, verbitterte ihm seinen Morgentrank, vergiftete sein Mittagsmahl, und machte ihn unfähig, irgend einer Freude sich hinzugeben. Er wußte gar nicht mehr, was Freude war, er hatte es verlernt, fröhlich zu sein! Er freute sich nicht mehr über den hellen Sonnenstrahl, nicht über den blauen Himmel, nicht über die grüne, blumen- und blüthenduftige Erde, nicht über das Tiriliren der Lerche, nicht über den Flötengesang der Amsel — über

nichts konnte er sich freuen, was anderer Menschen Herz und Sinn mit Fröhlichkeit und Dank gegen Gott erfüllt. Er gedachte nur seines Geldes, das ihm entwendet war, und bei diesem Gedanken erfüllte ihn nichts als Groll und menschenfeindliche Bitterkeit.

Und doch war Martin noch reich genug, um das allerangenehmste Leben führen zu können. Im Vergleich zu seiner früheren Lage, wo er noch die kleine Hütte am Waldsaume bewohnte, wo er mit Sorgen und Mühe vom ersten Sonnenstrahl an bis zum späten Abende hinter dem Webstuhle sitzen und schwer arbeiten mußte, um nur die nothdürftigste Kost und Kleidung für die Seinigen herbei zu schaffen — im Vergleich zu dieser Lage konnte man ihn sogar unermeßlich reich nennen. Besaß er denn nicht immer noch sein schönes, prächtig eingerichtetes Wohnhaus? Nicht immer noch sein Fabrikgebäude, wo andere Leute gegen geringen Lohn für ihn arbeiteten und ihm neue Reichthümer erwarben? Nicht immer noch ein schönes Kapital baaren Geldes, das er sorgfältig unter Schloß und Riegel verwahrte? Brauchte er zu sorgen für den kommenden Tag, um Wohnung und Kleidung? Besaß er nicht immer noch Alles, was er bedurfte, und noch ein gutes Theil mehr? Konnte er nicht immer noch in Ueberfluß leben, und hätten nicht mit Freuden Hunderttausende, ja viele Millionen von Menschen, ihr Schicksal mit dem Seinigen vertauscht? Ach ja — große Ursache hatte Martin, dem Herrn zu danken für die Fülle seiner Güter, und anstatt voll Dankes war seine Seele voll bitteren Grolles gegen den Höchsten!

Wunderbar! Wie glücklich, wie zufrieden, wie im innersten Herzen fröhlich war Martin gewesen, so lange er in Armuth und Sorgen seine Tage verlebt hatte! Und nun, seit er reich geworden war, da schien es, als ob der eisige Hauch des Winters über den frischgrünen Baum seines Lebens gekommen sei und alle Blätter und Blüthen mit rauher Hand von ihm abgestreift habe, so daß nichts übrig geblieben, als die verdorrten Aeste. So leer war sein Leben, so entblößt von den frischen heiteren Blüthen inniger

Freude und stillen Glückes! Das machte, sein Sinn war umstrickt von den bösen Dämonen des Goldes, und Walther, der Alles sah und Alles bemerkte, Walther seufzte: „Ach, wären wir doch arm geblieben und hätte ich nimmer den Fund im Walde gethan, der mich in das Försterhaus führte, wo ich den Fremden traf! Dann wären wir Alle noch reich an Liebe und Frohsinn, reich an frischem Muth und Heiterkeit, welche Schätze wohl mehr werth sind, als das kalte gleißende Metall!“

So dachte Walther, so sprach er sich öfters gegen Günther aus, welchen er häufig in seiner Hütte besuchte, da Günther Martin's Haus nicht mehr betrat, seit Martin ihn so schnöde von sich gewiesen hatte. Martin aber dachte anders. Martin sann und grübelte nur darüber, wie er das Verlorene wohl wieder einbringen könne, und kein Mittel schien ihm schlecht und schnöde genug, wenn es nur zu diesem Ziele führte, dem einzigen, das er mit eiserner Beharrlichkeit verfolgte. Immer mehr verhärtete sich sein Herz gegen die Leiden der Dürftigkeit; sein Geiz wurde so groß, daß kein Armer eine milde Gabe von ihm erhielt, daß kein Kranker auf eine Unterstützung, wäre sie auch noch so klein gewesen, von ihm rechnen konnte. Im eigenen Hause selbst darbte und geizte er, und sogar Walther, sein einziger Sohn, empfing nur das Nothwendigste von ihm. Am härtesten und unbarmherzigsten aber verfuhr er gegen seine Fabrikarbeiter. Sie durften nicht ruhen und rasten von früh bis spät, und keine Erholung wurde ihnen zu Theil, bis die letzte Minute der Arbeitszeit verstrichen war. Und trotz dieser schweren Arbeit wurde ihr Tagelohn nicht erhöhet, sondern Martin erniedrigte ihn sogar bis auf den allerniedrigsten Satz, und beachtete wenig, was ihm seine Vernunft hätte sagen sollen, und was schon Sirach sagt, Kap. 7. Vers 22: „Einen treuen Knecht und fleißigen Arbeiter halte nicht übel!“ oder Kap. 34. Vers 27: „Wer dem Arbeiter seinen Lohn nicht gibt, der ist ein Bluthund!“ So benutzte er denn auch hier die Macht des Goldes nicht dazu, Gutes zu thun, sondern er mißbrauchte sie zu unrechtem Handeln!

Walther bemerkte dies Alles mit schwerem Kummer und banger Sorge. Ja mit recht banger und ängstlicher Sorge, denn er sah wohl, wie verhaßt sich sein Vater durch seine Härte und grausame Kargheit bei den Arbeitern machte, die aus Noth gezwungen waren, in der Fabrik Martin's Arbeit und Unterhalt zu suchen. Manchen finsteren Blick bemerkte er, der voll Haß und Rachbegierde auf seinen Vater geschleudert wurde, manche schwere Verwünschung, manche schreckliche Drohung vernahm er, die Abscheu, Grimm und Verzweiflung den armen, gedrückten Leuten abpreßte. Erschrocken ging er dann oft zu seinem Vater und bat ihn, milder und freigebiger zu sein, indem er ihm zugleich vorstellte, welche traurige Folgen seine unbarmherzige und rücksichtslose Härte nach sich ziehen könne; aber Martin horchte kaum nach seinen Vorstellungen und Warnungen hin, und wenn Walther der schweren, gegen ihn ausgestoßenen Drohungen erwähnte, zuckte er die Achseln und erwiederte: „Sie werden's nicht wagen! Und wenn sie kämen und sich an meinem Eigenthum vergreifen wollten, so gibt es noch Soldaten in der Stadt, die kurzen Prozeß mit ihnen machen würden!"

Auf solche und ähnliche Weise wurde Walther von seinem Vater abgewiesen und seine wohlgemeinten Warnungen hatten keine andere Folge, als daß Martin wo möglich noch härter und grausam geiziger gegen die unglücklichen Arbeiter verfuhr. So schwieg er denn endlich ganz, und suchte nur, so viel es in seinen schwachen Kräften stand, die Noth armer Familien zu mildern und den Haß der erzürnten Arbeiter zu beschwichtigen.

Eines Abends, es war im Spätherbste und das abgefallene Laub der Bäume rauschte unter seinen Füßen, kehrte er schweren Herzens von seinem alten treuen Freunde Günther zurück, welcher ihm die unerfreuliche Mittheilung gemacht hatte, daß die böse Stimmung der Arbeiter zu einem hohen Grade gestiegen sei und einen gefährlichen Ausbruch drohe, wenn nicht bald etwas gethan würde, was ihren gerechten und schweren Groll beschwichtige. Walther ging mit dem festen Entschlusse nach Hause, noch

einmal seinem Vater die eindringlichsten Vorstellungen zu machen, und überlegte im Geiste die Worte, welche er zu demselben sprechen wolle, um sein Herz zu rühren und zu erschüttern. Der Abend war sehr dunkel; finstere Wolken flogen am Himmel hin, und gestatteten nur auf Augenblicke dem Monde, seine milden Strahlen auf die düstere Erde herab zu senden. Ein solcher kurzer Augenblick trat gerade ein, als Walther das väterliche Haus erreicht. Indem er die Thür öffnete, warf er noch einen Blick hinter sich und sah, daß der Schimmer des Mondes mit hellem Schein von irgend einem Gegenstande zurück strahlte, welchen er nicht deutlich zu erkennen vermochte, da eine Gruppe von Bäumen alles Uebrige in tiefen Schatten einhüllte.

Walther stutzte.

Was mochte unter den Bäumen verborgen sein? Sie lagen gerade dem Zimmer seines Vaters gegenüber, aus welchem trotz der späten Stunde noch der Schimmer der Lampe erglänzte. Unentschlossen blieb Walther stehen und strengte seine Augen an, um das dichte Dunkel unter den Bäumen zu durchdringen. Aber dies gelang ihm nicht, denn schon war der Mond wieder von schweren Wolken eingehüllt und das Dunkel der Nacht wurde an jener Stelle noch vermehrt durch die Schatten, welche das, wenn auch nur spärliche Laub der Linden, Akazien und Kastanien unter sich warf. Noch ein Weilchen zögerte Walther und lauschte, um vielleicht mit dem Ohr aufzufangen, was dem Auge verhüllt blieb. Indem hörte er einen scharfen, kurzen, knackenden Ton, wie wenn Jemand den Hahn eines Gewehres spannt, und gleich darauf strahlte wieder einen kurzen Moment der Mond durch einen Riß der Wolken und blitzte auch im nämlichen Augenblick als schwacher Wiederschein aus dem kleinen Dickicht zurück. Eine furchtbare Angst ergriff den Jüngling. Kaum konnte er noch einen Zweifel daran hegen, daß in dem Gebüsche drüben ein Mensch stand mit einem Gewehr! Was hatte derselbe zu so später Stunde noch dort zu schaffen? Und zu welchem Zwecke führte er das Mordgewehr bei sich? Schauer

auf Schauer durchrieselte Walther's Glieder, denn unwiderstehlich drang sich ihm der schreckliche Gedanke auf: „Dieser Mann ist gekommen und steht dort im nächtlichen Hinterhalt, um deinen Vater zu ermorden, den er haßt und der ihm vielleicht ein schweres Leid zugefügt!“

Einen kurzen Augenblick fühlte sich Walther von diesem Gedanken wie gelähmt und vermochte weder Hand noch Fuß zu rühren, vermochte sich nicht zu bewegen, nicht einmal den Mund zu einem Schrei zu öffnen. Aber bald schüttelte er den erstarrenden Schrecken von sich ab und faßte schnell besonnen seinen Entschluß. Leichten, flüchtigen Fußes schlüpfte er über die Straße, drang in das Gebüsch ein und stand im Augenblick darauf an der Seite einer hohen finsteren Gestalt, deren Umrisse nur wie ein dunkler Schatten, gegen den etwas helleren Hintergrund abstechend, sichtbar waren. An einen Baumstamm stand sie gelehnt, in der Hand ein Feuerrohr, zielend gegen die Wange gedrückt, und zielend auf was? — Walthers Blut gerann zu Eis in seinen Adern — zielend auf die Gestalt seines Vaters, welche, vom Scheine der Lampe mit Licht übergossen, deutlich durch das gegenüber liegende Fenster sichtbar war. Gegen sie war die Mündung des Mordgewehrs gerichtet, und im nächsten Augenblicke konnte das Pulver aufblitzen, konnte der Schuß krachen, konnte die Kugel klirren, konnte Walther's Vater eine Leiche sein. Dieser Augenblick durfte, sollte nicht kommen. Mit raschem Griff packte Walther den Lauf des Gewehrs, riß es aus den Händen des überraschten, tödtlich erschrockenen Mannes, der mehrere Schritte weit zurücktaumelte, und schleuderte es weit von sich in das Gebüsch hinein. Dann trat er, tief aufathmend, auf den Mann zu, und ergriff ihn am Arm. Blitzähnlich durchbrach der helle Schein des Mondes in diesem Augenblick die Wolkendecke des Himmels, verschwand aber auch eben so schnell, wie der Blitz. Aber der kurze Schimmer hatte hingereicht, die beiden Gegner einander erkennen zu machen.

„Barmherziger Gott, Herr Walther!“ rief der Arbeiter aus.



P. C. Geißler gez.   Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg.

Wachen nach Reichthum verzehrt den Leib.

„Valentin Wenzel, du also!“ sagte Walther und packte den zitternden, erbleichenden Menschen fester. „Mann, sprich — was hattest du vor? Was wolltest du thun an dieser Stelle in dunkler Nacht, zu später Stunde? Bekenne, Mensch, du wolltest eine finstere That verüben in Finsterniß, du wolltest einen Mord begehen an meinem Vater!“

Der Mann, und ein starker kraftvoller Mann war er, bebte unter dem Gewicht der Sünde, die er verüben wollen und die ihn zu Boden drückte, wie Espenlaub. „Gnade, Herr Walther!“ stammelte er mit wankender Stimme — „Gnade, Herr, um Gottes willen! O, Sie wissen nicht, was mich dazu getrieben hat, mich, der ich früher nie ein Kind beleidigen, nie einen Wurm wehe thun konnte! O Gott, wenn Sie wüßten, wie mich Ihr Vater gereizt hat, und gehöhnt, und in den Staub getreten, und mein Elend, mein gränzenloses, schreckliches Elend verspottet! Das, das reizte mich, das machte mich toll, wüthend, wahnsinnig, das trieb die Kugel in's Mordgewehr und schüttete das Pulver auf die Pfanne; das jagte mich hierher zu nächtlicher Stunde und machte mich so wild, so grimmig, so blutdürstig. Und nun! O mein Gott, wie dank' ich dir, daß du mir dieses Verbrechen erspart hast!“

„Du hättest also geschossen, Valentin?“ fragte Walther zitternd — „du hättest also wirklich das Mordgewehr abgedrückt? Mensch, bedenkst du denn nicht, welches entsetzliche Leid du dir selber damit angethan hättest?“

„Ich bedachte nichts, ich sah nichts, ich hörte nichts, als nur den Hohn, die spöttische Miene, die grausame Verachtung Ihres Vaters, Herr Walther!“ entgegnete der Arbeiter. — „Wenn Sie empfunden hätten, was ich, in den letzten qualvollen Stunden, Sie würden vielleicht nicht anders gehandelt haben!“

„Aber was that dir mein Vater, das dich so weit, das dich bis zum Verbrechen treiben konnte?“

Der Mann wollte sprechen, brachte aber nur ein krampfhaftes Schluchzen hervor. Dann warf er das Gewehr über die Schulter, ergriff Walther's Arm, und zog ihn mit sich fort.

„Wohin?“ fragte der Jüngling.

„Kommen Sie!“ entgegnete der Arbeiter — „Worte sind zu schwach, meinen Jammer, mein Elend, meine Verzweiflung zu schildern, Sie müssen sehen, mit eigenen Augen sehen, was mich so weit gebracht hat, was mich beinahe zum Morde getrieben hätte. Kommen Sie! Folgen Sie mir in meine Hütte!“

Schweigend ging Walther neben dem Manne her. Nach wenigen Minuten blieb derselbe vor einer mit Stroh bedeckten Hütte stehen, stieß mit dem Fuße die Thür auf, nahm Walther bei der Hand und zog ihn hinter sich her in ein kleines, dunkles Stübchen, durch dessen zerbrochene Fenster der eiskalte Nachtwind strich. Valentin schlug Feuer mit Stahl und Stein, entzündete einen Schwefelfaden daran, und setzte durch diesen einen Kienspan in Brand, der, in eine Spalte der Wald gesteckt, das kleine Gemach nur matt durch sein rothes, qualmendes Licht erhellte.

Walther sah sich um.

Wie öde, wie leer, wie schrecklich traurig sah es aus in der Hütte des Arbeiters. Nichts befand sich darin, was nur einigen Werth gehabt hätte — kein Tisch, kein Stuhl, kein Spiegel, keine Bank — nur die vier nackten Wände erblickte Walther, die zum Theil zerbrochenen, zum Theil mit Papier verklebten Fenster, und an dem geschütztesten Plätzchen des elenden Zimmers, hinter dem Ofen, einen Haufen Stroh, dürre Blätter und Moos, die mit einer verschossenen alten Decke verhüllt waren.

Walther schauderte zusammen und sagte mitleidig: „Unglücklicher Mann, wie arm müßt Ihr sein — selbst das Allernothwendigste fehlt Euch ja!“

„Pah — Alles wollte ich entbehren,“ erwiederte der Mann mit dumpfer Stimme, „wenn ich nur Eins, nur mein Liebstes behalten hätte, was mir die Grausamkeit Ihres Vaters geraubt hat! Hungern, dürsten, frieren wollte ich, und arbeiten früh und spät, wenn — aber es ist vorbei! O Gott, dieser Schmerz!“

Ein Zucken flog über die bleichen zerrütteten Züge des Arbeiters, er preßte die gefalteten Hände in einander, biß die Zähne zusammen und rang nach Athem, während unwillkürlich Thränen aus seinen Augen stürzten, die er unverwandt auf das Häuflein Stroh hinter dem Ofen gerichtet hielt. Walther fühlte sein Herz von Mitleid schwellen gegen diesen Mann, der ausgegangen war, seinen Vater zu morden, und, indem er seine Hand auf die Schulter desselben legte, sagte er sanft: „Faßt Euch, Valentin! Euch soll geholfen werden, und müßte ich mein Letztes für Euch verkaufen.“

„Zu spät! Zu spät!“ stöhnte der Arbeiter. „Es ist Alles vorbei — mir kann Niemand mehr helfen! Aber still! Sie sollen hören, was mich so weit gebracht hat, daß ich Gottes und seiner Gebote vergaß. Sehen Sie, Herr Walther, ich war ein glücklicher Mann, obgleich so arm, wie der Aermsten Einer im Dorfe. Was that das? Mit meiner Hände Arbeit verdiente ich, was ich bedurfte für mich und mein Gretchen, mein liebes Gretchen, mein einziges, freundliches, herzliebes Kind, das so fromm und so gut und so fleißig war, und so verständig, daß es mir die Wirthschaft führte und kochte und wusch und Alles that, seit im vorigen Jahre die Mutter starb. Und war doch noch so jung, noch nicht vierzehn Jahre alt! Und doch immer thätig, und wenn ich Abends heim kam aus der Fabrik, da sprang sie mir entgegen, und lachte mich so freundlich an mit ihrem lieben Gesichtchen, und rückte mir den Stuhl zurecht, daher an den Ofen, und brachte mir das Abendbrod, und schmeckte mir das so herrlich, ach, so herrlich, wenn es auch nur aus Kartoffeln bestand mit

ein wenig Salz. Hatte doch mein Gretchen es mir zubereitet und aufgetragen, und würzte mir das karge Gericht durch ihr süßes Geplauder, erzählte mir, was sie den Tag über erlebt und gethan, und dacht' ich dabei gar nicht an das Essen, sondern horchte nur auf mein Gretchen und ihre helle Stimme und ihr fröhliches Lachen, das wie Musik in mein Ohr klang. Nun, da war ich ein glücklicher Mann, wenn es auch oft knapp herging in der alten Hütte. Nun aber warf mich ein Fieber nieder, und ich konnte nicht mehr arbeiten, und Gretchen mußte mich pflegen und konnte auch nichts verdienen — keinen Heller! Halfen wohl die Nachbaren aus, so lange es ging, waren aber selbst arm, und konnten zuletzt nichts mehr geben. Ging mein Gretchen zu Ihrem Vater und bat um Hülfe mit Thränen in den Augen, wurde aber zum Hause hinaus gewiesen und bekam nichts als grobe Worte und unverdiente Vorwürfe. Drehte sich mir das Herz um in Zorn und Jammer, als sie weinend und schluchzend nach Hause kam, konnte aber nichts thun, mußte hier liegen im Fieber, und kam zu den Leiden und Schmerzen des Siechthums nun auch die schwere Sorge um den kommenden Tag. Half nichts, mußte verkauft werden, was da war — ging nicht anders — hätte sonst verhungern müssen! Verkauften ein Stück nach dem anderen — schlugen uns durch mit Mühe und Noth, und ward ich endlich so weit hergestellt, daß ich wieder auf Arbeit gehen konnte. Glaubte nun, es sei alles vorbei und werde wohl wieder besser werden allmälig — hatte mich aber Gott noch nicht genug heimgesucht, sollte noch schlimmer kommen. Wurde mein Gretchen auch krank an demselben Fieber, das mich so hart niedergeworfen! Hatte sich aufgeopfert um mich, das gute, liebe Kind, Tag und Nacht gewacht, mich gepflegt, dazu die Sorge und den Kummer, und nichts Ordentliches zu essen, und noch so jung und so schwach — o Herr, brach mir das Herz beinahe, als ich sie nun auch so elend daliegen und hinsiechen sah! Waren allein, ganz allein, wir Beide! Konnte das arme Kind nicht verlassen, um auf Arbeit zu gehen, konnte nicht, konnte das arme fieberkranke

Kind nicht allein liegen lassen, wäre Mord gewesen an meinem süßen, lieben Gretchen, blieb also bei ihr und pflegte sie Tag und Nacht, wie sie mich gepflegt hatte, und war mir so schmerzlich wohl, wenn sie mich dankbar anblickte mit ihren lieben blauen Augen, und mir die Hand drückte, ging mir das durch Mark und Bein, Herr, und hätte mein Gretchen nicht verlassen können, nicht um's Leben! Lief aber doch zu Ihrem Vater, Herr, und sagte ihm, wie mir's ginge, und versprach ihm, sobald Gretchen wieder gesund sei, wollte ich arbeiten für zwei, aber nur einen Vorschuß möchte er mir geben, damit ich für Gretchen sorgen und ihr eine Erquickung schaffen könne, daß sie wieder gesund würde. Abgewiesen! Wäre gegen seine Grundsätze — wollte nichts weiter hören — sollte gar nicht wieder kommen, wäre doch vergeblich! Ich ging — mit schwerem Herzen. Bettelte im Dorfe zusammen, was ich kriegen konnte. Half für ein paar Tage, dann war's wieder aus. Zwang mich die bittere Noth, noch einmal zu Ihrem Vater zu gehen. Wurde mein Gretchen immer kränker, immer schwächer, immer elender — bezwang mich, ging vorgestern noch einmal, bat, flehte mit Thränen und Jammer — abgewiesen! Warf mich Ihrem Vater zu Füßen, erzählte ihm von meinem Gretchen, daß sie am Sterben läge, und sterben müsse, wenn nicht Hülfe komme, und er möge mir nur ein Geringes geben, um das Kind zu retten, umklammerte seine Knie, wand mich wie ein Wurm zu seinen Füßen — nützte nichts! Sprach von Bettelbrut! Was denn daran gelegen wäre, ob das am Leben sei oder nicht! Solle mich packen, wäre ein fauler Halunke, voller Lügen und Betrug, gäbe nicht einen Heller, nicht Einen, und wenn ich drei Tage so vor ihm läge! Hörte Alles an und vertheidigte mich nicht, sondern bat nur, er möge mein Gretchen nicht sterben lassen. Da ließ er mich endlich zum Hause hinauswerfen, und da ging ich, aber in meinem Herzen, da kochte es, und in meinem Kopfe, da war es, als ob etwas gesprungen wäre, und ich hatte gar keinen Gedanken mehr, als den einen: „Wenn dein Gretchen stirbt, dann soll er auch sterben; denn weil er sie nicht

gerettet hat, so ist er ihr Mörder!“ Das stand fest bei mir; und so ging ich heim!“

„Großer Gott, aber dies ist ja schrecklich!“ rief Walther aus. „Mann, warum seid Ihr denn nicht zu mir gekommen? Aber ich hoffe, es wird noch nicht zu spät sein! Euer Gretchen wird noch zu retten sein! Lauft, holt Alles, was Ihr braucht, und beruft Euch auf mich, ich würde Alles bezahlen!“

„Ja, ja, wäre zu Ihnen gekommen, dachte wohl daran, durfte aber nicht in’s Haus,“ erwiederte der Arbeiter. „War drei Mal da gestern, als es immer schlimmer wurde mit meinem Gretchen! Drei Mal! Durfte aber nicht hinein! Hatte Ihr Vater Befehl gegeben, mich absolut nicht hinein zu lassen! Ging dann zum Nachbar Georg und borgte mir seine Flinte und lud sie scharf mit Kugeln, und heute Abend — da!“

Mit einem bitteren, wilden, grimmigen Lachen, das Schmerz und Verzweiflung ihm auspreßte, riß der arme Mann die elende Decke von dem Strohlager hinter dem Ofen weg, riß die Kienfackel aus der Spalte in der Wand und leuchtete damit in die dunkle Ecke, und Walther stieß einen Schrei des Schreckens aus — denn wachsbleich und mit geschlossenen Augen, die abgemagerten Händchen über die Brust gefaltet, und mit recht frommem, stillem Ausdruck in dem lieblichen Gesichtchen, lag da auf dem Strohlager das freundliche Gretchen — eine Leiche.

„Barmherziger Gott, sie ist schon todt!“ rief Walther.

„Ja, todt ist sie, gestorben ist sie, gemordet ist sie!“ schrie der Mann in wilden, gebrochenen Jammertönen, und dann lachte er, so furchtbar, so schrecklich, daß es Walther Herz und Seele erschütterte, und schlug neben dem todten Kinde zu Boden, riß es an die Brust und bedeckte das stille blasse Gesicht mit Küssen und Thränen. Die Fackel erlosch, Walther sah nicht mehr, was ihn mit tie-

fer Traurigkeit und innigem, herzbrechendem Mitleid erfüllte, aber er hörte das Stöhnen und Seufzen des unglücklichen Vaters, er hörte sein Schluchzen und Jammern, und dazwischen wieder das furchtbare Lachen, was der ungeheure Schmerz dem armen Manne auspreßte.

„Hört mich, Valentin," sagte er nach einer Weile, nachdem er sich ein wenig gefaßt hatte — „hört mich, Mann! Kommt morgen zu mir, und dann sollt Ihr wissen, was ich für Euch thun will. Faßt Euch und betet zu Gott, daß er Euch Euren Schmerz tragen hilft! Und morgen kommt! Alles sollt Ihr haben, was Ihr braucht!"

„Ich brauche nichts mehr!" entgegnete Valentin mit dumpfer Stimme.

„Doch, Ihr braucht, Mann," sagte Walther herzlich — „wenn auch nicht für Euch, doch für das arme Kind, Euer Gretchen! Bedenkt wohl, es muß ein Grab haben — ein freundliches Grab auf dem Kirchhofe, mit Rosen und Lilien bepflanzt, damit Ihr es auch erkennt, wenn Ihr hingeht, Euer Töchterchen zu besuchen! Hört Ihr, Valentin? Darum müßt Ihr zu mir kommen! Wollt Ihr?"

„Ja, Herr, ja!" erwiederte schluchzend der Mann. „Ja, ich will kommen! Ich sehe wohl! Sie meinen es gut und sind gut! Ja, ich will kommen! Ach, ach, warum hab' ich's nicht früher gethan! Sie hätten mein Gretchen nicht sterben lassen!"

„Nein, so wahr Gott lebt, nein!" entgegnete Walther in tiefer Erschütterung. „Was ich hätte thun können, um dieses Unglück zu verhüten, das hätte ich gewiß gethan So will ich denn wenigstens thun, was jetzt noch möglich und nothwendig ist. Vergeßt es nicht, Valentin, ich erwarte Euch morgen. Gute Nacht und Gott tröste und stärke Euch, armer, unglücklicher Vater!"

Mit blutendem Herzen verließ Walther die Hütte und begab sich nach Hause. Mitternacht war nahe, als er es

erreichte — aber länger als eine Stunde lag er noch auf seinem Lager, bevor ihm der Schlaf die Augen zudrückte. Er konnte den armen Valentin nicht vergessen, und nicht das gränzenlose Elend des Unglücklichen. Auch seines Vaters gedachte er mit Wehmuth und Betrübniß, und legte sich selbst die bange Frage vor: „Wie wird er einstens am Tage des Gerichts bestehen vor dem Herrn, der ihm die Macht des Goldes gegeben hat? Was wird er antworten, wenn der Herr ihn fragt: „Wie hast du gewuchert mit dem Pfunde, das ich dir anvertraute? Hast du den Armen mitgetheilt von deinem Reichthum? Hast du den Nackenden gekleidet? Hast du den Hungrigen gespeiset? Hast du gehandelt nach den Befehlen, die ich dir gab: „Betrübe du den Dürftigen nicht in seiner Armuth, und vorenthalte ihm nicht seinen Lohn! Beraube den Armen nicht, ob er wohl arm ist, und unterdrücke den Elenden nicht! Thue nicht Unrecht den Wittwen, Waisen, Fremdlingen und Armen, sondern reiche ihnen deine Hand, auf daß du gesegnet werdest! Höre den Armen gern und antworte ihm freundlich und sanft; der Arme hat nichts, denn ein wenig Brod, wer ihn darum bringt, der ist ein Mörder! Hast du dich also des Armen erbarmt, oder hast du ihn von dir gewiesen mit Härte und Grausamkeit?"

Was konnte sein Vater antworten auf solche Fragen? Und wenn er nun schwieg, mußte dann der Herr ihm nicht zurufen: „Du hast deine Ohren verstopft vor dem Schreien der Armen, und siehe, auch du wirst nun rufen und wirst nicht erhöret werden!"

Walther's Herz war tief betrübt, und wiederum seufzte er, wie er schon oft gethan: „Wäre doch niemals der Reichthum in unser Haus eingekehrt! Wir wären wohl ärmer gewesen an Geld und Gut, aber reicher an Frieden und gerechtfertigter vor dem Herrn! Groß ist die Macht des Goldes, aber größer noch die Verantwortlichkeit, die sie demjenigen aufbürdet, der sie besitzt!"

Endlich schlief Walther ein; aber schwere Träume beängstigten ihn, und unruhig warf er sich in seinem Bette umher. So schlecht und unerquicklich hatte er nicht gegeschlafen, als sein Vater noch arm gewesen war, als er noch in der kleinen Hütte drüben am Tannenwalde wohnte, als er noch manchmal hungrig zu Bette ging, als er noch manchmal nicht wußte, wo er am andern Tage eine Brodrinde zur Stillung seines Hungers finden würde.

Siebentes Kapitel.

Und werden reden mit Reue und vor Angst des Gewissens seufzen.

Weish. 5, 3.

Am folgenden Morgen hatte Walther kaum wieder seine Augen geöffnet, als er sich ohne Verzug ankleidete und zu seinem Vater begab. Was er dort mit ihm gesprochen, ist nie bekannt geworden, aber einen mächtigen Eindruck mußte wohl die Unterredung auf Martin gemacht haben. Unmittelbar nach derselben verließ er mit Walther das Haus und begab sich nach Valentin's Hütte. Bleich und sichtbar erschüttert trat er herein, noch blässer, noch tiefer erschüttert verließ er sie wieder. Der Anblick des armen, todten Gretchens, der Anblick des furchtbaren Elends, das ihm bei Valentin entgegen getreten war, hatte mächtig sein Herz getroffen und plötzlich die Eisrinde geschmolzen, welche der unerwartet ihm zugefallene Reichthum um dasselbe gelegt hatte. Den Hut tief in's Gesicht gedrückt, mit wankendem Schritte, mit niedergeschlagenem Auge, auf den Arm seines Sohnes gestützt, kehrte er nach Hause zurück, schloß sich in sein Zimmer ein, und ließ Niemanden zu sich, als allein Walther. Diesem aber gab er unumschränkte Vollmacht, für die Folge Alles zu thun, was ihm gut dünke, ja, er übergab ihm sogar die Schlüssel zu seiner Kasse, die er sonst mit so argwöhnischem Auge gehütet hatte. Er sprach wenig — nur manchmal hörte man ihn voll tiefen Schmerzes rufen: „O Jesus! Ein Mörder um elenden Mammons willen!" Weiter vernahm man nichts von ihm, aber aus diesen wenigen Worten konnte man schon schließen, wie mächtig ihn die unglücklichen Folgen seiner Härte und seines Geizes ergriffen

hatten, und welche tiefe Reue er darüber empfand, nicht milder und barmherziger gegen den armen Valentin gewesen zu sein.

Und wohl empfand er diese Reue; bitter und brennend empfand er sie, denn nur zu deutlich sah er ein, daß das arme Gretchen nicht gestorben sein würde, wenn er sich zur rechten Zeit ihres Vaters erbarmt und ihm mit einer nur geringen Unterstützung geholfen hätte. Die Augen waren ihm aufgegangen über sein Thun und Treiben, über seinen schmutzigen Geiz, über seine grausame Härte, und blitzschnell schlug der Gedanke in seine Seele ein: daß der Segen des Reichthums in seiner Hand zum Fluche geworden sei, weil er nicht verstanden habe, die Macht des Goldes zum Guten anzuwenden.

Aber diese Erkenntniß, so schmerzlich sie ihn auch berührte, so tief sie ihn auch beugte, so grausam sie sein Herz zermalmte, gereichte dennoch zu seinem Heile. Sein Herz ward geläutert in dem Feuer der Trübsal, die Schlacken des Bösen sonderten sich von ihm ab, und Martin ward plötzlich wieder, was er früher in seiner Armuth gewesen war, ein gutgesinnter und milder Mann. Die Rückkehr zum Guten erfolgte eben so rasch, wie damals, als er reich wurde, die Hinneigung zum Bösen, und er wäre wohl ganz wieder der Vorige geworden, wenn nicht die Gestalt des armen Gretchens den Frieden seiner Seele untergraben und auf immer gestört hätte. Wohlgesinnt war er wohl wieder, aber so heiter und vergnügt konnte er nicht mehr werden, wie sonst, wo er noch selbst hinter dem Webstuhl gesessen und mit Sorgen sein tägliches Brod durch seiner Hände Arbeit erworben hatte. Frieden und Heiterkeit hatte ihm die Macht des Goldes geraubt, von der er sich so große Freude, so großes Glück versprochen hatte. Er hinderte zwar seinen braven Walther jetzt nicht mehr in der Ausübung guter und mildthätiger Handlungen, sondern ließ ihn ganz nach Gutdünken gewähren — aber er konnte sich nicht von Herzen freuen über das Glück, welches Walther mit vollen und doch sorgsamen Händen in die Hütten der armen Arbeiter ausstreute,

denn die rechte, ächte Freude ward ihm doch immer getrübt durch das Bewußtsein, daß er selber versäumt habe, die Macht des Goldes wirken zu lassen, wie Walther sie wirken ließ, und daß er, weil er es nicht gethan, sein Gewissen mit einer schweren Sünde belastet habe.

Walther war indeß unbeschreiblich glücklich. Was er so lange herbeigesehnt hatte, das war ihm endlich zu Theil geworden: er durfte der Wohlthäter seiner armen Nachbarn und Arbeiter sein, er konnte die Macht des Goldes zum Wohlthun verwenden. Wo Hülfe nöthig war, da half er, da gab er mit Lust und Freudigkeit, und keinen glücklicheren Augenblick gab es für ihn, als wenn er die Thränen innigen Dankes sah, die er durch seine Wohlthaten hervorlockte.

Nur einen Kummer empfand er, und das war d Kummer um seinen Vater, welcher theilnahmlos nur hin lebte, und, wenn er auch wirklich ein Gefühl von Freude empfand, doch nicht den Muth hatte, es zu zeigen, zu erkennen zu geben. Er verließ kaum mehr sein Zimmer, sondern vermied den Anblick der Menschen; seine Wangen erbleichten, sein Haar ergraute, seine vormals so kräftige und rüstige Gestalt schwand allmälig zu einem Schatten hin. Vergebens suchte Walther ihn diesem Zustande zu entreißen, vergebens verschwendete er seine Beredtsamkeit, um seinen Vater zu bewegen, wenigstens ein oder das andere Mal ihn in die Hütten der Armuth zu begleiten und sich an dem Anblicke glücklicher Familien zu erfreuen. Martin schüttelte immer den Kopf und erwiederte: „Thue, was du willst, schone nicht Gold noch Silber, aber mich laß allein mit meiner Seele voll Betrübniß.“ So sprach er und war nicht dahin zu bringen, sich den Wünschen seines Sohnes zu fügen. Der Gram verzehrte ihn, bald konnte er das Bett nicht mehr verlassen, verlor den freien Gebrauch seiner Glieder, und wankte sichtlich mit jedem Tage schneller und schneller seinem Grabe zu. Kein Arzt wußte Rath und Hülfe für ihn, nur Einer sagte: „Eine recht mächtige und tiefe Erschütterung könnte ihm vielleicht

helfen und ihn noch retten — aber wie sollte man sie herbeiführen? Machen läßt sich dergleichen nicht!"

Walther versuchte es dennoch auf mancherlei Weise, aber auch diese Bemühungen hatten keinen Erfolg. Betrübt mußte er sich endlich darein ergeben, seinen Vater hinwelken zu sehen wie einen Stamm, dessen Wurzeln dem mütterlichen Boden der Erde entrissen oder aus fruchtbarem Erdreich in steiniges Land versetzt worden sind.

Da geschah es einst in der Nacht, wo Alles schlief und selbst der Wächter seine müden Augen zugethan hatte, daß plötzlich ein Fammenstrahl durch das Dach des Fabrikgebäudes, welches dem Wohnhause Martin's am nächsten lag, grell aufzuckte und mit röthlichem Schimmer das Dorf und die Hügel und die Wälder rings umher düster und schrecklich überleuchtete. Der Wind machte sich auf und blies heftig in die Flammen, welche mit reißender Schnelligkeit weiter fraßen, von Sparre zu Sparre hüpften, und plötzlich auch das Wohngebäude Martin's ergriffen hatten. Hier waren unter dem Dache mancherlei brennbare, leicht Feuer fangende Gegenstände aufgehäuft und nur wenige Minuten dauerte es, so standen sie Alle in lichter Gluth, die nun den ganzen Himmel mit furchtbarer Röthe überhauchte. An das Wohnhaus stieß ein Gebäude, das mit Fässern voll Oel und Spiritus angefüllt war. Mit einem Male flammte es auf, und ehe noch ein menschliches Auge das Spiel der Flammen bemerkte, ehe der Schreckensruf: „Feuer!" die Schläfer erweckte, brannte schon das ganze Geschäft Martin's lichterloh, und nur die massiven Steinmauern des Wohnhauses leisteten der verzehrenden Gluth Widerstand. Und noch immer lag der Schlaf bleiern auf den Augen der bedrohten Bewohner des Hauses, noch immer, obgleich zur Rechten und Linken von einem Flammenmeer überwogt, rührte sich keine Hand zur Rettung aus der Gefahr, erscholl keine Stimme, die Schläfer vom Ruhelager aufzuscheuchen.

Endlich ertönte ein Schrei vom Dorfe her. Der Schrei wurde wiederholt. „Feuer! Feuer!" grellte es durch die Gassen, und jetzt erschien Günther, nur halb be-

kleidet, rannte in wüthender Eile von einem Hause zum andern, donnerte mit den Fäusten gegen Thüren und Fensterläden und schrie immer von Neuem: „Feuer! Feuer! Die Fabrik brennt!“ in die nun tageshell gelichtete Nacht hinaus.

Jetzt ward es lebendig im Dorfe. Von allen Seiten eilten mit bestürzten Gesichtern Männer, Frauen und Kinder herbei, dem Schauplatze des furchtbaren Brandes zu, wo auch jetzt noch immer kein Mensch sich regte. Martin, Walther und seine Mutter, so wie die Diener schienen in einem wahren Todesschlafe zu liegen. Günther, Allen voraus, stürzte auf die Hausthür zu, und rüttelte mit Macht daran — aber sie war verschlossen und gab seinem Drucke nicht nach. Er pochte, er klopfte, er schrie: „Aufgemacht! Aufgemacht!“ — Niemand schien ihn zu hören. Er rief schon nach einem Beile, um die Thür mit Gewalt aufzusprengen, als plötzlich der wilde Schrei: „Zurück! Um Gotteswillen zurück! Die Balken stürzen!“ grellend und von allen Seiten her in sein Ohr drang, und ihn stutzen machte. Ein bedenkliches Krachen über seinem Haupte gab dem Schrei der Umstehenden den furchtbarsten Nachdruck — Günther sprang in eiligen Sätzen von der Thür hinweg — und kaum war es geschehen, so krachte auch ein Theil des Dachstuhls zusammen, und etliche der brennenden Balken stürzten erderschütternd und einen Regen von Funken von sich siebend aus der Höhe des Hauses zu Boden nieder. Eine dichte Wolke schwarzen Dampfes hüllte einige Augenblicke lang das Haus wie mit einem Mantel ein. Als sie sich endlich verzog, sahen Alle mit Schrecken, daß sich zwei der gestürzten Balken quer vor die Hausthür gelegt hatten und auf diese Weise den Bewohnern des Hauses den einzigen Ausweg, den einzigen Weg zur Rettung versperrten. Ein verwirrtes Geschrei der Angst und des Schreckens durchflog die Reihen der versammelten Menge.

„Leitern her!“ rief mit Donnerstimme Günther durch das Getümmel — „durch die Fenster müssen sie flüchten!“

Während einige Männer hinwegrannten, um eine Leiter zu holen, erschienen nun endlich die erschreckten Bewohner des Hauses vor den Fenstern. Walther riß eins derselben auf und schrie hinaus: „Hülfe! Schnell! Die Treppe steht in Flammen, und wir können nicht hinunter! Rettet erst meinen Vater und meine Mutter! Um's Himmelswillen, gute Leute, helft!"

„Geduld!" rief Günther zurück. „Was in Menschenmacht steht, wird geschehen! Nur wenige Augenblicke Geduld, mein lieber Walther! Da kommen die Leitern schon!"

In der That wurden Leitern hervorgeschleppt und gegen das Fenster gelehnt, an welchem Walther stand und seine Mutter unterstützte, welche, händeringend und einer Ohnmacht nahe, sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte. An ihrer Seite saß Martin auf einem Lehnstuhl, wohin ihn Walther geschleppt, und blickte kalt und ruhig in das Getümmel und auf die prasselnden Feuerwogen hinaus. Die Leitern standen bereits, und Walther war eben im Begriff, seiner jammernden Mutter zum Fenster hinaus zu helfen, als wiederum, wie vorher, grellend der Ruf erschallte: „Die Balken! Die Balken!"

Die Balken des Dachstuhls, welche noch stehen geblieben waren, fingen jetzt ebenfalls an zu schwanken — die Männer bei den Leitern wichen voll Schrecken zurück, um nicht zerschmettert zu werden — und nun krachte und splitterte es — der Rest des Dachstuhls brach zusammen — ein Theil der Balken fiel nach innen — ein anderer Theil nach außen hin — und in tausend Stücke zersplittert lagen die kaum angelehnten Leitern am Boden.

Die Gefahr für die Hausbewohner ward jeden Augenblick größer und drohender. Die nach Innen stürzenden Balken hatten die Stubendecken zerschmettert und füllten die Gemächer mit Wolken erstickenden Dampfes und mit unerträglicher Gluth. Die brennende Treppe vermehrte noch die Hitze und den Rauch, und die Flammen leckten jeden Augenblick näher, drohten schon die Thüren und

Dielen des Zimmers, in welchem Martin und die Seinigen sich befanden, in Flammen zu setzen, und es war also die allerdringendste Gefahr vorhanden, daß sie, wenn nicht bald die schnellste Hülfe kam, ihr Leben in dem brennenden Hause würden beschließen müssen.

Indeß, die Hülfe war da. Keiner lebte im Dorfe, der nicht die innigste und aufopferndste Liebe für Walther empfunden hätte, und hundert treue Herzen schlugen voll Eifers für seine Rettung. Im Nu war eine neue Leiter herbeigeschafft, trotz der qualmenden Balken abermals an das Fenster gelehnt, und Günther eilte mit Blitzesschnelle die Sprossen derselben hinan, um aus den Händen Walther's dessen Mutter in Empfang zu nehmen und auf starken Armen zum sicheren Boden hinab zu tragen.

„Geschwind!" rief er Walther zu. „Folge mir auf dem Fuße nach, mein Sohn, und versäume keine Secunde — im nächsten Augenblicke schon kann das ganze Innere des Gebäudes in sich zusammenstürzen und dich unter seinen Trümmern begraben."

„Ich werde kommen!" entgegnete Walther — „aber erst hilf mir meinen Vater retten, Günther!"

Günther schüttelte mit dem Kopfe. „Der mag sich selbst retten!" erwiederte er hart. „Wann hätte denn Er Jemandem aus der Noth geholfen? Für dich, Junge, mein Leben — für ihn aber — nicht die Hand rühre ich um ihn!"

Walther wurde bleich. Sein Vater hatte offenbar nicht Kraft genug, sich selbst aus dem Hause zu retten, und auch mit seiner Hülfe noch war er zu schwach, die hohe Leiter hinunter zu klimmen. Wenn Günther oder irgend ein anderer kräftiger Mann nicht hülfreiche Hand leistete, so war Martin verloren und mußte den schrecklichsten Tod in den Flammen finden. Aber das, unerschütterlich fest stand dieser Entschluß in Walther's Seele, das sollte denn doch nicht geschehen, außer er würde mit dem Vater sterben. Sich selbst zu retten und seinen Vater zu

verlassen, ihn hülflos den Flammen preiszugeben, war etwas, das Walther auch nicht entfernt in den Sinn kam. Er versuchte es, ihn aufzuheben, ihn auf seine Schultern zu nehmen und so den gefahrvollen Weg nach unten anzutreten — aber so sehr er auch alle seine Kraft anstrengte, es gelang ihm nicht, das Ziel zu erreichen. Sein Vater selbst weigerte sich auch dessen, und befahl mit ernster und ruhiger Stimme, Walther solle ihn verlassen.

„Geh', mein Sohn," sagte er. „Bekümmere dich nicht um mich, ich ärnte nur, was ich gesäet habe, und darum will ich nicht murren, sondern mit Ergebung in den Willen des Höchsten mein Ende erwarten. Ich war unbarmherzig und hart gegen die Männer dort, und darf mich nun nicht wundern, daß auch sie jetzt unbarmherzig und hart gegen mich sind. Du aber, geh'! Dich lieben sie und dir werden sie Beistand leisten, wie du ihnen so oft Beistand geleistet hast!"

„Nein, Vater, ich gehe nicht, und wenn du sterben sollst, so werden wir zusammen sterben," erwiederte Walther, und kreuzte entschlossen die Arme über der Brust. „Nie werde ich dich verlassen, Vater!"

„Walther! Walther!" erschallte jetzt die Stimme Günther's von unten herauf — „Walther, warum säumst du noch? Rette dich schnell — die Gefahr nimmt rasch überhand. In wenigen Minuten ist es vielleicht zu spät! Rasch, rasch, zum Henker! Die Leiter fängt schon an zu glimmen, und es ist die letzte!"

Walther schüttelte ernst den Kopf, umschlang seinen Vater mit dem Arme, und sagte: „Hier bleibe ich, bis mein Vater gerettet ist! Wir werden mitsammen sterben!"

Günther stieß einige heftige Worte heraus, schwankte einen Augenblick, und schien dann entschlossen, Walther seinem Schicksale zu überlassen. „Stirb denn, thörichter Knabe," rief er aus. „Für deinen Vater wage ich mein Leben nicht!"

Mittlerweile wütheten die Flammen weiter, Wolken von Dampf und Funken verhüllten mehr und mehr die

beiden Gestalten der dem Tode geweihten Unglücklichen, und die zur Erde gestürzten, noch immer glimmenden Balken hauchten solche Gluth aus, daß in der That die Leiter an ihrer unteren Hälfte in Flammen stand. Jetzt endlich erwachte Günther aus der Träumerei, in die er versunken war. Plötzlich, mit einem Rucke, raffte er sich auf, riß den nächststehenden Leuten, welche mit gefüllten Wassereimern zum Löschen herbeigeeilt waren, dieselben aus der Hand, übergoß die Leiter an den brennenden Stellen, gab den Balken ein paar Fußtritte, daß sie zur Seite flogen, und nun stürmte er mit wüthender Eile die Leiter hinan. Im Nu stand er oben am Fenster.

„Fort jetzt, Knabe!" rief er Walther zu, welcher von Rauch und Gluth schon halb erstickt war — „fort, oder, bei Gott, in wenigen Minuten ist es zu spät! das ganze Haus wankt schon!"

„Rette meinen Vater, Günther, und dann will ich schon selbst für mich sorgen," entgegnete Walther.

„Aber ich befehle dir, Walther, du sollst gehen, du sollst flüchten, du sollst mich meinem Schicksale überlassen!" sagte jetzt Martin mit halb erstickter Stimme, aber mit aller Energie, deren er noch fähig war. „Geh', mein Sohn, und was auch mir geschehen möge, es geschieht nur, was ich verdient habe. Fort! Fort! Fort, bei meinem Zorne!"

Walther stand und wankte nicht; er schüttelte nur abwehrend den Kopf. Die Gefahr, welche das Zusammenstürzen des Hauses drohte, stieg mit furchtbarer Schnelligkeit immer höher. Günther stand unentschlossen. Auf einmal aber schien er sich zu besinnen: „Und du sollst doch nicht sterben, Knabe!" rief er mit Donnerstimme, richtete sich hoch auf, streckte seine beiden Arme nach Walther aus, ergriff ihn an den Schultern und hob ihn mit Riesenstärke über die Fensterbrüstung hinaus.

„Jetzt halte dich still!" sagte er. „Sträubst du dich, so stürzen wir von der Höhe der Leiter hinab, und du tödtest mich wie dich! Mein Wort darauf, daß ich noch einen Versuch mache, deinen Vater zu retten!"

Walther ergab sich, denn die Furcht, den treuen Günther mit sich in's Verderben zu reißen, lähmte seinen Widerstand. Wie ein Kind hielt ihn Günther gepackt, drehte sich vorsichtig auf der Leiter mit ihm um, ließ ihn ein paar Sprossen hinabgleiten und sagte: „Nun zugegriffen, Walther! Den Weg weiter hinab wirst du wohl allein finden! Wenn dein Vater gerettet werden soll, so dürfen wir keine Zeit verlieren!"

Walther glitt die Leiter hinunter, Günther aber sprang mit einem Satze durch das geöffnete Fenster, warf den gelähmten Martin über seine Schulter, kletterte mit dieser Last wieder durch das Fenster hinaus, gewann die Leiter und eilte mit wunderbarer Behendigkeit und Schnelle auf ihr hinab. Es war die höchste Zeit, daß er den sicheren Boden erreichte. Kaum betrat ihn sein Fuß, so brach das Gebäude in sich selbst zusammen, ein dichter Regen von glänzenden Funken stäubte daraus hervor, und von dem prächtigen Hause war nichts weiter übrig, als ein paar geschwärzte Mauern und ein Haufen von Schutt und Trümmern. Auch die Fabrikgebäude mit allen Maschinen und Vorräthen brannten nieder bis auf den Grund; nichts wurde gerettet, und eine einzige Nacht hatte den ganzen Reichthum verzehrt, welcher dem Weber Martin so unverhofft zugefallen war. Arm wie zuvor lenkte er, gestützt auf Günther und Walther, seine wankenden Schritte dem kleinen Häuschen am Tannenwalde zu, dem letzten Ueberbleibsel seines großen Vermögens. Hier sank er auf das Sopha nieder, verhüllte sein Angesicht mit den Händen und weinte bitterlich.

Walther und Günther fanden keine Worte, ihn zu trösten. Sie überließen ihn der Obhut der Mutter, und begaben sich wieder nach der Brandstätte, um hier so viel als möglich dem Weiterschreiten des Feuers Einhalt zu thun. Zum Glück standen die Häuser des Dorfes weit genug auseinander, und es bedurfte nur weniger Vorkehrungen, um sie vor den verzehrenden Fammen und den in Wolken fliegenden Funken zu schützen. Kein Unglück ge-

schah weiter; Martin allein wurde hart getroffen, und sein bisheriger Wohlstand schien für immer sein Ende erreicht zu haben. Aber Niemand bedauerte ihn deshalb — nur Walther beklagte man und schenkte ihm aufrichtige Theilnahme. Und doch war Walther gerade derjenige, der sich den Verlust des Goldes gar wenig zu Herzen gehen ließ. Wenn er ein Bedauern empfand, so empfand er es nur seines Vaters willen, der, wie er fürchtete, den schweren Schlag bei seiner ohnehin zerrütteten Gesundheit wohl schwerlich überleben würde.

Achtes Kapitel.

Laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut.

Matth. 6, 3.

Einige Jahre waren nach dem erzählten Unglücksfalle vorübergegangen. Ein schöner, heiterer Sommertag neigte sich seinem Ende zu; die glänzenden Strahlen der Sonne fielen schräg auf das geöffnete Fenster, stahlen sich durch das dichte Laubgitter, welches ein wilder Weinstock mit seinen blätterreichen Ranken vor demselben gebildet hatte, und spielten in hellen Lichtern auf der gegenüber liegenden Wand. In dem alten kleinen Stübchen, in dem alten kleinen Häuschen, an dem alten, schwerfälligen Webstuhle saß Martin, und ließ, wie in früheren Zeiten, mit emsiger Hand das Schifflein durch die aufgespannten Fäden der Leinwand hin und wieder fliegen. Silberweiße Locken beschatteten seine Stirn und fielen über den Nacken hinweg, sein Antlitz war tief gefurcht von Alter und vielleicht auch Sorgen, aber sein Auge blickte hell und heiter, und ein stilles vergnügtes Lächeln spielte um seine Lippen. Er saß allein in dem kleinen Zimmer, das sich von seinem früheren Aussehen nur wenig unterschied. Nur die Geräthschaften sahen zierlicher aus, und neben dem Ofen stand ein bequemer großer Armstuhl, mit braunem Leder überzogen, der Spuren eines langen und häufigen Gebrauchs zeigte. Reinlich und schmuck aber sah Alles aus und gab Zeugniß davon, daß Martin wenigstens nicht mit schwerer Armuth zu kämpfen habe.

Jetzt öffnete sich die Thür der Kammer und heraus trat Martin's gutes Weib, Frau Margareth.

„Noch am Webstuhl, Alterchen?“ sagte sie freundlich. „Die Sonne geht schon zu Rüste und für heute, mein'

ich, hättest du genug gethan! Gönne dir Ruhe, du brauchst ja nicht mehr zu arbeiten, Walther ist ja da!"

Freundlich wendete Martin sich um. „Laß mich, Margareth!" erwiederte er. „Es macht mir Freude, auch mein Scherflein beizutragen und meine Hände für die Armuth zu rühren. Heute habe ich zum Mindesten einen halben Gulden verdient, und den soll der arme Bursche, der Valentin, haben! Er wird auch nachgerade alt und kann nicht so angestrengt arbeiten, wie in jungen Jahren, und da wird ihm die kleine Zubuße wohl gut thun, denk' ich! Laß dir's auszahlen vom Walther, Mutter, und bring' es dem Valentin hin, hörst du!"

„Aber, lieber Mann, willst du denn immer und alle Tage vor dem Webstuhle sitzen?" erwiederte kopfschüttelnd Margareth. „Sieh', du mußt doch bedenken, daß du allmälig auch alt wirst, und wohl das Recht hast, auszuruhen! Laß doch nur Walther schaffen! der greift's am rechten Ende an, und läßt Keinen im Dörfchen Noth leiden! Zu was willst du dich noch quälen? Dein Bischen Brod hast du ja!"

Martin wurde ernst, aber nur für einen Augenblick, und dann legte sich wieder, wie Sonnenschein, das freundlichste Lächeln über seine Züge. „Komm, liebe Margareth," sagte er ablenkend, „komm, und laß uns in den Garten geh'n! Der Abend ist mild und lieblich, und wenn die Blumen so köstlichen Duft hauchen und vom Walde herüber die munteren Stimmen der Vögel klingen in hundertstimmigem Gesang, dann plaudert's sich so herrlich in der Jelängerjelieber-Laube! Komm, da wollen wir ein wenig von den alten Zeiten sprechen!"

Martin legte das Schifflein auf die Seite, deckte ein Tuch über seine Weberei, und war noch am Webstuhl beschäftigt, als Günther rasch in die Stube trat und mit tiefer, herzlicher Stimme glückseligen Abend wünschte.

„Immer noch am Webstuhl, Alter!" rief auch er, wie vorhin Frau Margareth. „Könntest dir nun Ruhe gönnen! Hast genug gethan, Martin! Und da ist dein Sohn, un-

ser braver Walther, der sorgt schon! In der Jugend muß man schaffen und arbeiten, aber der Greis soll ruhen!"

„So laßt mich doch in Frieden!" rief Martin gutmüthig ärgerlich aus. „Müßt Ihr denn immer etwas an mir zu tadeln haben? All mein Lebtage hab' ich's Euch nicht recht machen können! Und müßt wohl bedenken, Leutchen, habe noch manche Scharte auszuwetzen von — von — von damals her, als ich noch reich war . . nun, Ihr versteht mich wohl!"

„Pah! Still!" rief Günther und drückte mit Herzlichkeit und innigem Blicke Martin's Hand. „Hast gut gemacht, Alles, bei Gott! Bist wieder der alte vorige Martin oder vielmehr ein noch besserer Martin! Liebt dich das ganze Dorf und trägt dich auf Händen, dich und deine Margareth und den Walther! Bist ein Segen für's Dorf, Mann! Lieben dich Alle von ganzem Herzen, und verdienst es! Will dir nicht schmeicheln, Martin, aber du kannst glauben, es wird Keiner scheel sehen, wenn du dich zur Ruhe setzest, Martin! Hast viel gethan, Mann! das sag' ich, der alte Günther, und wollt's Keinem rathen, mir zu widersprechen!"

„Laßt mich nur schaffen," entgegnete Martin mit sichtlicher Rührung. „Ist mir eine wahre Freude, den Tag über am Webstuhl zu sitzen, und, derweile das Schiffchen so glatt hin und wieder fliegt und sich Faden an Faden legt, darüber nachzudenken, wem ich wohl ein kleines Vergnügen bereiten, und eine Freude machen könne, so lange mir der liebe Gott noch Kraft zur Arbeit gibt! Aber kommt nur mit hinaus in die Laube, und laßt uns da plaudern! Ist so wundervoll schön draußen an solchem Sommerabend, wie heute!"

Sie gingen hinaus, die drei alten Leute, setzten sich auf die grüne Bank und freuten sich still des köstlichen Abends der lebenden Frische der Luft, des blauen von der sinkenden Sonne mit goldenen Flocken überstreuten Himmels, der duftenden Blumen, der schwirrenden Käfer, der gaukelnden Schmetterlinge, des einstimmigen Gesangs, der aus

der Kehle munterer, befiederter Sänger vom nahen Walde herüber drang.

„Denke mir," sagte Günther endlich, „muß dein Lebensabend wie dieser Abend sein, guter Martin! Alles Ruhe, Friede und Lieblichkeit!"

„Ei ja," erwiederte Martin, „wenn nicht die Erinnerung an die Vergangenheit wäre, an die Zeit, wo ich den Mammon mehr liebte, als mein Seelenheil! Die Erinnerung hängt wie eine große dunkle Wolke an meinem Abendhimmel, und gerade, damit sie weniger groß und weniger dunkel werden möge, darum schaffe ich und arbeite ich, so lange die alten Arme noch Kraft haben, sich zu rühren. Ach, Kinder, es waren wohl schwere Stunden, die Stunden nach dem Brande, der meinen ganzen Reichthum vernichtet zu haben schien — — aber jetzt, jetzt danke ich doch dem lieben Gott aus Herzensgrund dafür, daß er die Last des Goldes von mir genommen hat!"

„Aber hast ja doch die Kasse gerettet, Martin!" sagte Günther. „Stand ja doch unversehrt im Keller, als der Schutt weggeräumt war! Und hast neue Gebäude aufführen lassen und neue Maschinen angeschafft und die Leute beschäftigt nach wie vor, und dir Segen erworben mit deinem geretteten Gute, und ..."

„Stille, stille!" unterbrach Martin den Freund. „Das Alles habe nicht ich, das hat, es soll und muß nun endlich heraus, das hat Alles mein Walther, der wackere Junge, gethan. Seht, er wollte nicht, der herrliche Junge, daß es die Leute wissen sollten — wollte durchaus, es solle Alles unter meinem Namen gehen, wollte mir die Ehre gönnen, die ihm zukommt, ihm ganz allein — aber nun habe ich lange genug geschwiegen, ihm zu Liebe, und nun soll und muß es heraus, sollst Alles erfahren, Freund Günther, und magst es dann weiter sagen, wie und wo du willst! Siehst du, als ..."

„Vater, nicht weiter!" rief jetzt eine helle, frische Stimme — „nicht weiter, oder ich erzähle auch, was du gethan hast!"

Und herein in die Laube trat Walther, jetzt ein kräftiger, blühend schöner Mann, und reichte den alten Aeltern und Günthern die Hand, indem er hinzufügte: „Sollst absolut nichts sagen, Vater!"

„Nichts da," erwiederte dieser — „ist das Eis nun einmal gebrochen, und soll nun vom Herzen herunter, was darauf sitzt und mich schon lange gepreßt hat. Siehst du, Freund Günther, nach dem Brande, wo ich glaubte, ich habe Alles verloren und wäre noch viel ärmer, als in früherer Zeit, weil ärmer an der Liebe meiner guten Nachbarsleute, da schlug ich in mich und dachte in meinem Herzen: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobet!" War mir schon vorher das Herz erschüttert worden bis in's Innerste hinein durch den Tod von dem armen Gretchen, Valentin's Tochter! Freute mich schon nicht mehr über meinen Reichthum, und mußte immer und immer der Sünde denken, der ich mich schuldig gemacht, weil ich die Macht des Goldes so gar nicht nach dem Willen Gottes benutzt hatte! Mußte tausend Mal an die Worte denken, die du mir eines Tages sagtest, die Worte: „Gold macht hart!" und schämte mich, daß ich so schwach gewesen war und hatte ihre Wahrheit an mir in Erfüllung gehen lassen. War voller Reue und zehrte mich die Reue und der Gram auf, fraßen mir das Herz ab, lähmten mir das Mark in den Gebeinen, und starb ich eben nur so hin. Sehnte mich auch nach dem Tode — hatte keine Freude mehr am Leben, seit mir der liebe Gott die Augen geöffnet über meinen ruchlosen Geiz und meine Härte und meine unbarmherzige Grausamkeit. Nun, da kam denn der Brand! Dachte nun, ich habe Alles verloren, bis auf's Letzte, und machte mich das nach den ersten traurigen Stunden ordentlich wieder froh. Dachte: „Das ist die Strafe für deine Schlechtigkeit, und sind nun deine Sünden gesühnt." Fühlte mich ordentlich glücklich in meinem kleinen Häuschen hier, und war mir das Herz so leicht geworden, als ob eine schwere, schwere Last von ihm genommen sei. Schien mir

die Strafe so leicht, daß ich sie mit Freuden trug und am allerwenigsten Kummer empfand über meine verlorene Habe. Empfand nur Kummer über die verlorene Liebe und Zuneigung meiner Nachbaren, meinte aber, würde sich die allmälig wohl wieder finden, und nahm mir vor, mich rechtschaffen darum zu bemühen und keine Demüthigung zu scheuen. Wollte mit Freuden auch jede Demüthigung ertragen als einen Theil meiner Buße."

„Jetzt auf einmal kommt der Walther da gesprungen außer Athem, und schreit mir zu, die eiserne Geldkiste sei unversehrt im Kellergewölbe gefunden worden. Wußte wohl, befand sich eine hübsche Summe darin, erschrack aber ordentlich über den Fund, und konnte mich nicht darüber freuen. Graute mir, ja, graute mir förmlich vor dem Reichthum, den ich früher so sehr herbeigewünscht, und als ich ihn besaß, so hoch gehalten hatte, höher, als mein Seelenheil, und ging mit mir zu Rathe mit Wachen und Gebet, und faßte meinen Entschluß. Stand fest, der Entschluß, und ward ich wieder froh, als ich ihn gefaßt. Sagte zu Walther: Das Gold ist dein! Will mit dem Golde nichts zu schaffen haben, gar nichts! Will nur ein Geringes, so viel, wie zum nothdürftigen Unterhalt für mich und meine Margareth' ausreicht — Alles Uebrige ist dein, und wirst du wissen, wie es anzuwenden ist. Mache dir keine Vorschriften darüber! Nimm es hin, und schalte darüber nach Gefallen."

„Wollte es durchaus anfangs nicht nehmen, der Walther! Gab aber zuletzt nach mit der Bedingung, die ich eingehen mußte, daß unter meinem Namen geschehen solle, was mit dem Gelde geschähe. Merkte nun bald, warum der Junge darauf bestanden hatte: wollte mich in der Meinung der Leute wieder heben, wollte mir ihr Vertrauen, ihre Zuneigung, ihre Liebe wieder erwerben! Wollte Gutes thun mit vollen Händen, und sollt' es den Anschein haben, als ob ich, ich armer Sünder, der Wohlthäter wäre. Gelang ihm denn auch, zu meiner Freude und zu meiner

Scham — denn wahrlich, schämte mich, wenn die guten Leute mich belobten, schämte mich in den Tod hinein, da das Lob nicht mir zukam, sondern meinem braven Jungen! Schämte mich bis heute, bis jetzt, wo endlich die Wahrheit von meiner Seele herunter ist! Nun weißt du's, Günther: Alles Gute, was geschehen ist mit dem Gelde, das aus dem Feuer gerettet wurde, das habe nicht ich, sondern Walther hat es gethan! Hier, mein Walther, hat die Fabrik neu aufgebaut, hat den Leuten Arbeit gegeben, hat ihnen Brod verschafft, hat die Hungrigen gespeist, die Nackenden gekleidet, die Durstigen getränkt, die Kranken gepflegt, und mitgetheilt von seinem Reichthum, wo es nöthig war. Ich gab nur den Namen her zu Allem, und jeder Funken Liebe, der mir geworden ist, er gebührt meinem Walther! Weißt nun, Günther, wie die Sachen stehen, und lobe nun hinfort nicht mich mehr, sondern meinen Knaben, der da war, was ich nur schien!"

Tief gerührt blickte Günther bald auf Walther, bald auf Martin, seinen alten Freund, und sein Auge strahlte in himmlischer Freude. Beiden reichte er die Hand, und sagte: „Martin, und dennoch hast du Großes gethan! Du hast zwei Mal dich selbst bezwungen — einmal, indem du deine Habsucht überwandest, und dann, indem du mir das Geständniß machtest, was ich so eben vernommen habe! Martin, und ob auch Walther that, was du zu thun schienest, so hast du dennoch alle Liebe verdient, mit der die Leute dich lieben, denn, Martin, Walther konnte nicht thun, was er gethan, wenn du ihm nicht die Mittel dazu gabest. Darum nimm die Liebe hin, die man dir darbringt, und freue dich ihrer: denn du hast sie redlich erworben durch deine Selbstverleugnung!"

„Halt inne, Günther," fiel jetzt Walther mit Thränen in den Augen ein — „mein Vater, mein guter Vater hat noch mehr gethan! Seit dem Brande arbeitet er hier in seiner Hütte Tag für Tag von früh bis spät, und was er verdient hat mit seiner Hände Arbeit, das muß ver-

wendet werden zum Besten der Armen und Hülflosen! Für sich nimmt er keinen Heller! Er läßt sich genügen am Nothdürftigsten, und den Verdienst von seiner Hände Arbeit trägt die Mutter in die Hütten der Kranken und Schwachen, und sagt, ich, Walther, ihr Sohn, sende es! Vater, auch ich habe bis jetzt darüber geschwiegen, weil du es befahlest und haben wolltest, aber nun du gesprochen hast, mußte ich auch reden! Seht, Günther — so hat mein Vater gehandelt!"

„Mein Gott, nun ja," sagte der heitere Greis mit stillem Lächeln, „ich mußte doch wenigstens Etwas thun, wenn auch nur wenig, um das Lob zu rechtfertigen, mit dem man mich überhäufte, während man es dir hätte bringen sollen! Sprich davon nicht, Günther — hörst du wohl? Laßt mich im Stillen mein kleines Gewerbe weiter treiben — es macht mich froh und glücklich — ich meine, es sei das Rechte, um mich dem lieben Gott wieder wohlgefällig zu machen, dessen reiche Gabe ich so schwer gemißbraucht habe!"

Dem ehrlichen Günther traten die Freudenthränen aus den Augen. Er umarmte den alten Freund, und drückte ihn an die Brust und küßte ihn so herzlich, so innig — aber zu reden vermochte er nicht. Am Garten draußen aber erhoben sich plötzlich frische Männerstimmen in schönem Verein und sangen ein einfaches Lied, dessen Worte hell durch die reine Abendluft erklangen und in den Herzen derer wiedertönten, die in der Laube voll tiefer Herzensrührung beisammen waren. Das Lied lautete:

Herr, laß mich doch gewissenhaft
Mein zeitlich Gut verwalten.
Gib selbst mir Weisheit, gib mir Kraft,
Damit so hauszuhalten,
Wie es mir nützt und dir gefällt,
Damit ich nicht in jener Welt
An ew'gen Gütern darbe! —

Mein größtes Trachten geh' allhier
Auf deines Geistes Gaben.
Wie reich bin ich, o Gott, in dir,
Wenn ich nur die kann haben!
Besitz' ich, Höchster, deine Huld,
Bin ich voll Glaubens und Geduld,
Was fehlt dann meiner Seele? —

Es kommt ein Tag der Rechenschaft;
Das laß mich stets bedenken,
Und mein Gemüth gewissenhaft
Zur Treu im Ird'schen lenken,
Daß selbst von Gütern dieser Zeit
Ich einst noch in der Ewigkeit
Den reichsten Segen ärndte! —

Die Stimmen verhallten leise. Günther aber sprach: „Martin, Walther, wahrlich, dieser Segen wird Euch nicht fehlen! Die Macht des Goldes ist Euch zu Theil geworden, und Ihr habt damit gewuchert nach dem Willen des Herrn!" —

Walther schwieg — Martin aber erwiederte mit einem Blicke nach Oben: „Gott möge mir voll Barmherzigkeit meine Sünden vergeben! Wenn Er nicht meine Schritte gelenkt und mein Herz erhoben hätte, so wäre ich wahrlich nicht werth, mein Angesicht zu ihm zu erheben."

Noch lange blieben die Freunde bei einander im Garten, bis die nächtliche Kühle sie in das Häuschen hinein trieb. Günther und Martin blieben treue Freunde, so lange sie lebten. Aber noch oft saßen sie auch später hier bei einander und sprachen von der Macht des Goldes, von ihren Gefahren und von der Verantwortlichkeit, die sie auferlegt. Und Walther hatte eine Lehre aus den Schicksalen seines Vaters zu schöpfen gewußt, die er nie vergaß. In seiner Hand blieb die Macht des Goldes ein Segen für das

ganze Dorf, und das ganze Dorf segnete und liebte ihn dafür. Diese Liebe war der schönste Schatz, den er in seinem Herzen trug, und der ihn in Wahrheit beglückte. Ihr aber, die Ihr reich seid, denen die Macht des Goldes zu Gebote steht, gehet hin und thuet desgleichen.
